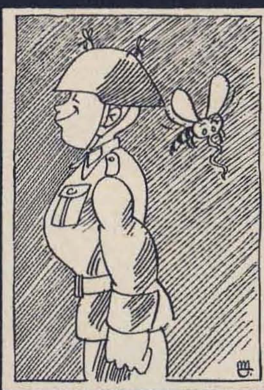

ar
8/87
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
Jeder Sprung ist anders

INHALT





6 ▼ 82 ▶



88 ▶



◀70 ▲40





Was ist Sache?

Welche Rolle spielt die Rüstungsindustrie in der BRD?
Dietmar Teichert

Unser Kompaniechef sieht es nicht gern, wenn beim Selbststudium auf der Stube das Radio läuft!
Offiziersschüler B. Riethmann

Eine zunehmend größere und mithin gefährlichere. Als Beleg zunächst einige Zahlen.

Auf Druck des Militär-Industrie-Komplexes (MIK) wurden die Pro-Kopf-Rüstungsausgaben von 259 Dollar für 1975 auf 379 für 1985 erhöht; also dickere Auftragsbücher für die Rüstungsindustrie. Im Militärhaushalt selbst stockte man die Mittel für die Beschaffung von Kampftechnik auf; also mehr Geld für Waffenkäufe. Schließlich stiegen die militärischen Entwicklungsausgaben gegenüber 1975 auf das Doppelte; also weniger Forschungsrisiko und höhere Gewinne für die Rüstungsmillionäre.

Die Folge all dessen?

Ein Vergleich unter den 50 größten Industrieunternehmen der BRD ergibt, daß die Umsätze der zivilwirtschaftlich orientierten Betriebe gegenüber dem Vorjahr um 4,5 % gestiegen sind, die der Rüstungskonzerne hingegen um 18,5 %. Überdies sind die Profite aus militärischer Produktion im Durchschnitt doppelt so hoch wie die aus anderen Zweigen der BRD-Industrie. Unter diesen Gesichtspunkten ist meines Erachtens auch folgendes bemerkenswert:

Da wurde – erstens – noch mehr Kapital in den bayerischen Konzern Messerschmitt-Bölkow-Blohm gepumpt, der nunmehr sowohl die industrielle Führung des größten westeuropäischen Panzerproduzenten Krauss-Maffei übernahm als auch seinen Einfluß auf die Diehl-Gruppe (Elektronik, Raketen, Munition) und Siemens (Elektronik, Radar) verstärkte. Laut Geschäftsführer Hanns Art Vogels strebt MBB danach, „Leitfirma" für die westeuropäische SDI-Mitwirkung zu werden; bislang ist der Konzern mit zwei Aufträgen von insgesamt 31,5 Millionen Dollar daran beteiligt. Damit nicht genug. MBB erhebt auch den Anspruch, „die Federführung" bei der sogenannten „Europäischen Verteidigungsinitiative" zu übernehmen, mit der eine auf Westeuropa zugeschnittene Ergänzungsstufe zu SDI geschaffen werden soll.

Da riß sich – zweitens – Daimler Benz 1985 gleich drei Rüstungsfirmen unter den Nagel: den Elektronikkonzern AEG, den Flugzeugbauer Dornier sowie die Panzer- und Schiffsmotoren herstellende MTU. Auf diese Weise avancierte Daimler Benz zur Nr. 1 aller BRD-Konzerne und kletterte in der Hitliste der 100 größten Industriebetriebe der westlichen Welt von Platz 34 auf Rang 19.

Im Rüstungsbereich gilt demnach ganz besonders die Devise, Kapital wie Produktion zu konzentrieren und zu zentralisieren. So vergrößert sich die ökonomische Macht in den Händen weniger und macht es ihnen möglich, Politik zu beeinflussen und zu machen. Was aber ist von eben diesem MIK – auch in der BRD – anderes zu erwarten, als eine aggressive, revanchistische Politik? Ergo gibt es für uns nichts anderes und nichts Wichtigeres, als die imperialistische Kriegspartei durch stete Wachsamkeit, Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft niederzwingen zu helfen.

*

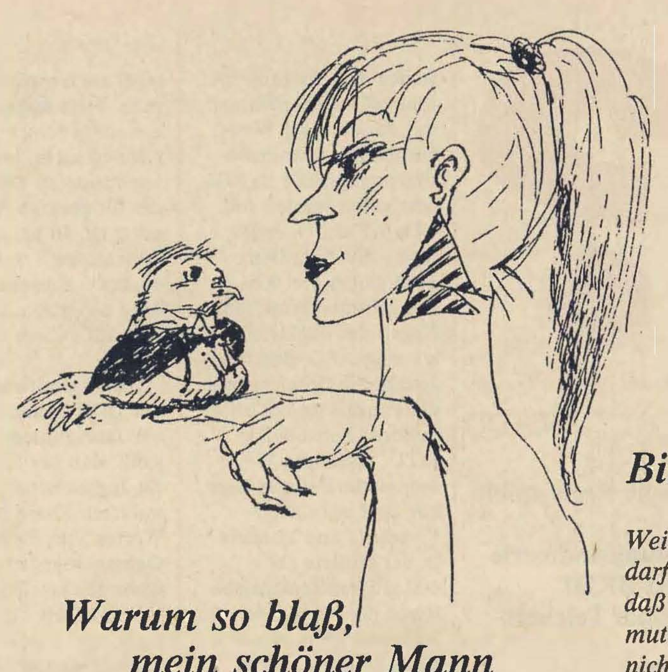
Offensichtlich geht Ihr Kompaniechef davon aus, daß Radiomusik störend wirke und Sie vom intensiven Studium abhalte. Seine Meinung ist (heutzutage) auch meine Erfahrung, denn es gelingt mir unter solchen Umständen nicht, jene Konzentration zu erreichen, die für geistige Arbeit nötig ist. In jüngeren Lebensjahren war das anders – umgekehrt. Man soll also nicht von sich auf andere schließen.

Die Jugendforscher der DDR haben schon vor Jahrzehnten festgestellt, daß der Rundfunk für Jugendliche im wahrsten Sinne des Wortes zum täglichen Gebrauchsgegenstand geworden ist. Bei Radiomusik rasiert man sich nicht nur, sondern löst mathematische Gleichungen, dringt in die Marx'sche Mehrwerttheorie ein und erlernt Computersprachen. Neuere Untersuchungen belegen sogar, daß eine solche „Geräuschkulisse" Studien- und Lernleistungen zu fördern vermag. Warum also, meine ich jedenfalls, sollte das Rundfunkgerät auf Ihrer Stube nicht laufen, wenn Sie studieren? In gebührender Lautstärke, versteht sich. Sobald sich allerdings einer aus dem Stubenkollektiv dadurch gestört fühlt, sollte es in der Tat ausgeschaltet werden. Weil die Kameradschaft das gebietet. Und weil man eben nicht von sich auf andere schließen soll.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur



Warum so blaß, mein schöner Mann

kaum daß wir beieinander lagen
in deinen Augen wohnt etwas
das schmerzt mich schon seit Tagen

Das stellt sich fromm und sehnt sich doch
nach irgendhin, wo etwas wäre
das neu ist und ganz unbekannt
ohne Alltag und Schwere

Ich kenne das und weiß sehr wohl
nun wäre dir der Zuspruch nötig
daß nicht die Scham dich bei mir hält
nicht Anstand, falsch erbötig

Der springt auch ein, wo Liebe fehlt
was brauche ich denn dein Beharren
ich wünschte mir, du gingest hin
und machtest dich zum Narren

Erschrick doch nicht, mein schöner Mann
der Augenblick ist groß und deiner
vielleicht vergeht er, und danach
bist du ganz nah und meiner

Nun gut, ich hab in dieser Nacht
gefrorn, als ich um dich verbrannt bin
Doch denke nicht, daß ich deshalb
nun ganz in deiner Hand bin

Gisela Steineckert

Bitte

Weil du mich aufrichtig liebst
darfst du nicht zulassen
daß ich mich klein mache
mutlos werde
nicht mehr sage
was mich quält
daß ich Illusionen lebe
ohne Blick für die Welt
daß ich zu träumen verlerne
und den Mond verliere
daß ich mich anders sehe
als ich bin.

Leutnant Heike Rausch

Elegie

Lider sind schwer
Sprache ist leer
Füße gehn müde umher

Ohren sind taub
Haare sind Staub
Hände welken wie das Laub

Spiegel sind blind
Träne zerrinnt
Geb meine Augen dem Wind

Du bringst mir Licht
Hoffnung zerbricht
Unsere Liebe hat kein Gesicht.

Gabriele Haufe



Will nicht die Nächte alle und die Tage

dir jetzt, mein Sohn, zum Vorwurf machen, nein!
Doch eine Gottheit wirst du in dir tragen,
und dieser Gott wird deine Mutter sein.

In einer tollen Nacht, den Römer schwenkend,
oder auch mal am Tag, in einem Tief,
wirst du an unsere Gespräche denken,
an unser Haus, und wie dein Leben lief.

Wenn dich auch manchmal Kränkungen betrübten,
wirst du von einem jähen Glücksgefühl erfaßt
bei der Erinnerung, daß ich dich liebte,
daß du einst ein geliebtes Wesen warst.

Mit Grund und ohne fallen wir in Kleinmut,
wir leiden auch mal unter Einsamkeit,
doch wer geliebt war, sei es auch nur einmal,
ist gegen alle Unbilden gefeit.

Vergangnes wird an dir vorüberziehen,
als wär's auf einem Bildschirm, licht und schön:
Du auf dem Schulweg schon in aller Frühe,
indessen ich am Fenster winkend steh.

Moskauer Morgengrauen, Schneegestöber,
und, fast zerfließend in der Dämmerung,
zwei Kußhände von mir wie ein Gelöbnis,
stumm Abschied nehmend zweier Hände Schwung.

Du denkst dann immer wieder, immer wieder
daran, daß nur die mütterliche Hand
Geborgenheit und unsäglichen Frieden
dem jungen Leben gütig schenken kann.

Und auch zu jener Frau, mit der du morgen
erlebst der Liebe Jubel, ihre Pein,
wirst du kraft meiner Liebe gütig-sorgsam,
wirst du dank meiner Liebe weise sein.

Ob du nun grübelst oder lachst und witzelst,
frag ich mich immer staunend und verwirrt,
wie dieser Junge, mein geliebter Schützling,
schon bald zum liebenden Beschützer wird.

Und als mein Eigen heute noch betrachtend,
was ich für immer hätte allzugern,
geb ich dir leise einen Gutenachtkuß ...
Ein Kuß ins Weite und auch schon von fern.

Rimma Kasakowa, UdSSR
Nachdichtung: Johann Warkentin



Heerscharen

von Halmen
verehren
die Blüte des Mohns.
Berühren
und entkleiden
läßt sie sich
nur vom Wind.
Nackt
bewundert
sie niemand.

Ingrid Allstedt

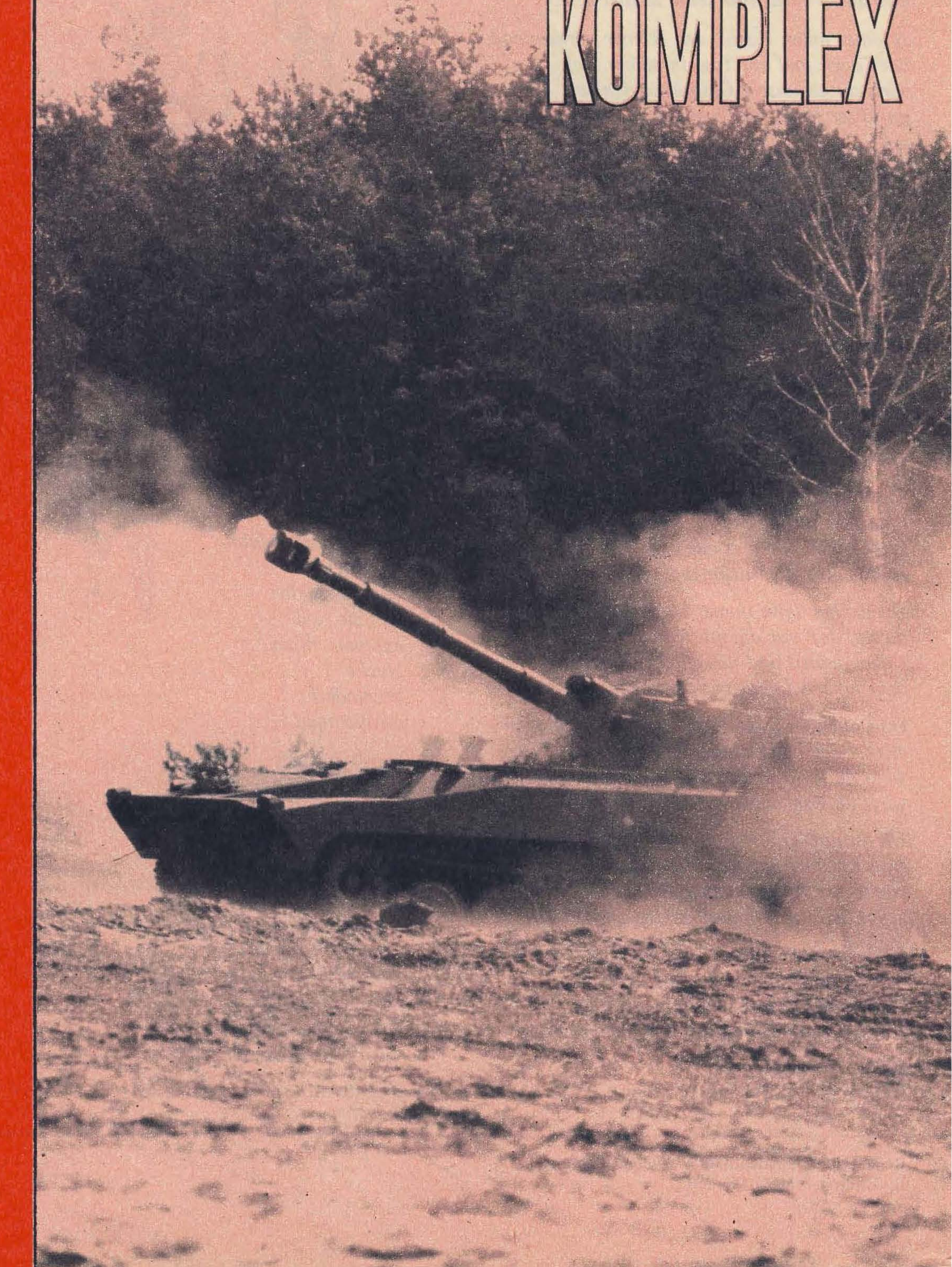
Planvolles Vorgehen

Ich habe deine Augen
über mich gebracht.
Nun wendet sich das Leben
nach Augenmaß:
ein leichtes Mädchen
mit Erdanziehungskraft.

Brigitte Struzyk

Redaktion: Oberstleutnant Waldemar Seiffert
Illustration: Angela Markert

DER MUSTAFA-KOMPLEX





... überrascht mich an diesem regentrüben Tag zuerst in des Begriffes negativer Deutung. Laut Duden kann ein Komplex eine „krankhafte Vorstellungsverknüpfung" sein. Nun, so schlimm kommt's nicht, aber immerhin: Gerade als Hauptmann Klaus Krönert, der Kommandeur einer Abteilung des Albert-Hößler-Regiments seine Offiziere um sich sammelt, letzte Hinweise für den Endspurt im Feldlager, den letzten Tag des Leistungsvergleichs mit den SFL-Besatzungen der Abteilung von Oberstleutnant Alexander Woloschin geben will, ist plötzlich sein Stellvertreter für Technik und Bewaffnung recht ungehalten vernehmbar. Verkündet, dieser Mustafa habe ganz bestimmt heimlich trainiert, um heute wieder mal abzusahnen; die Spuren an der Fahrstrecke seien frisch.

Nichtsahnend betritt der Kommandeur der Freunde die Szene, in seinen Augen ein schalkhaftes Lächeln, als wolle er sagen: Na, dann kann's ja losgehen; mal sehen, was unsere Jungs heute zu bieten haben, jasno? „Hör mal, Alexander Michailowitsch", nimmt ihn Major Vorhofer vom Regimentsstab beiseite, „stimmts, daß euer Mustafa heimlich trainiert hat, vorhin?" „Mustafa? Wel-

cher Mustafa – ach ich verstehe. Keine Sorge, der ist heute nicht dabei, und keiner hat gemogelt, gut?" „In Ordnung!" quittiert der Major. Schaut auf die Uhr und drängt auf den Beginn des Wettbewerbs...

Was geht hier eigentlich vor, überlege ich und erfahre von Major Wolfgang Vorhofer, derzeit Truppenpraktikant, Hörer einer Leningrader Militärakademie, dies: Also, der Mustafa sei ein kleiner, drahtiger Bursche, der was auf dem Kasten habe – und in seinen Armen und Beinen. Ob auf der Sturmbahn oder sonstwo beim Sport, immer sei er ganz vorne zu finden. Ein nahezu unbezwingbares Kerlchen, eine Art Alptraum für solche, die sich selber an der Spitze sehen wollen.







Und nun habe sich da eben 'ne Art Mustafa-Komplex bei manchen breitgemacht, so einfach sei das. „Lustig, nicht wahr?"

Während der nächsten Stunden solcherart Verwicklungen nachzuspüren, bleibt mir erspart, ich soll des Komplexes eigentlichen Sinn erleben; laut Duden auch – „Gesamtumfang; Vereinigung ... Zusammenfassung". All das als letzten Tag des Zusammenspiels junger Soldaten aus zwei Armeen in zwei Feldlagerwochen...

Manches war da schon Geschichte: Daß die Freunde längst am Platz waren, als die „Krönerts" eintrafen, daß man sich gleich zusammengesetzt hatte, um den gemeinsamen Plan für Ausbildung und Leistungsvergleich zu aktualisieren. Auch daß beide Abteilungen das Artillerieschießen ihrer 122-mm-Selbstfahrlafetten mit „sehr gut" beendet hatten. Militärischer Höhepunkt des Feldlagers. Und eben, daß die Freunde in allen physischen Disziplinen eindeutig überlegen waren. Fakten, die Oberleutnant Juri Warwanez so erklärt: „Regelmäßig trainieren wir beim Frühsport Ausdauer, Nahkampf und Kraft. Selbstverteidigung üben wir sowieso bei jeder Gelegenheit; Artilleristen müssen sich wehren können ..." Aktive Freizeitsportler seien beinahe alle Soldaten, alle Unteroffiziere und die meisten Offiziere. Kurzum, nicht nur Mustafa trainiert vermutlich viel mehr und auch härter als mancher NVA-Soldat.

Den Ausbildungsstand der Abteilungen vergleichen, zeigen, inwieweit die Batterien ihre Kampftechnik beherrschen, darin sieht Major Vorhofer den Sinn des gemeinsamen Feldlagers, auch zu demonstrieren, welche Disziplin die Einheiten auszeichnet. „Es geht nicht um den ersten oder zweiten Platz. Es geht vielmehr darum, einander zu beweisen: Wir beherrschen unser Hand-



kelspiegel orientierend, nimmt er die Hürden. Am kompliziertesten ist die letzte – die „Schneise". Stop. Die SFL wippt. Langsam, gefühlvoll fährt der Unteroffizier wieder an, sucht die Mitte der Bahn. Nur etwa fünf Zentimeter bleiben links und rechts frei, wahrlich eine begrenzte Durchfahrt. Und schon rempelt sein Fahrzeug drei Pfähle nach außen. Jeder gerammte Pfahl muß von den Männern der Besatzung wieder eingegraben werden. Das aber kostet Zeit. Auch der erste Mittelpflock hinter der Schneise kippt. So verstreichen kostbare Sekunden. Dann gibt Ulrich Gas, bringt die SFL mit hohem Tempo ins Ziel.

Am Platz des Richtschützen: Soldat Ismail Rachmatow

Und überall Gespräche – Erfahrungsaustausch im Feldpark

Der schnellste SFL-Fahrer: Soldat Nisami Gadschimagamedow

Wettkampf der Rechner

Um den besten Kurs für die SFL



werk." Und die Worte des sowjetischen Kommandeurs: „Immer wieder freue ich mich darüber, wie schnell sich die Soldaten doch verständigen können. Im vergangenen Jahr haben wir über eine Woche einen Soldaten und einen Unteroffizier aus einer NVA-Einheit in unserem Feldlager mit ausgebildet. Am Ende waren beide kaum noch zu unterscheiden von unseren Soldaten. Sie waren ebensogut wie meine." Internationalismus, wie er sich im Alltag der Sowjetarmee zeigt: „In unserer Abteilung haben wir siebenundzwanzig Nationalitäten. Und ich sage, egal, ob kasachisch, usbekisch, russisch oder nun noch sächsisch gesprochen wird. Wir verstehen uns, haben eine Aufgabe, einen Klassenstandpunkt."

Vergleich der SFL-Fahrer. Hauptmann Rudolph hat die Strecke ausgesucht und Hindernisse, wie auf einer Panzerfahrstrecke üblich, in den Kurs einbauen lassen. Vor dem Start zeigt er den Fahrern den Kurs, erklärt dessen Tücken. Eine Vor-Runde per LKW.

Endlich geht es richtig los. Ich beobachte Unteroffizier Bernd Ulrich. Er fiebert buchstäblich, tastet in Gedanken noch vor dem Aufsitzen die hindernisreiche Strecke ab. Da – das Kommando: „Start!" Sich nur durch die Win-

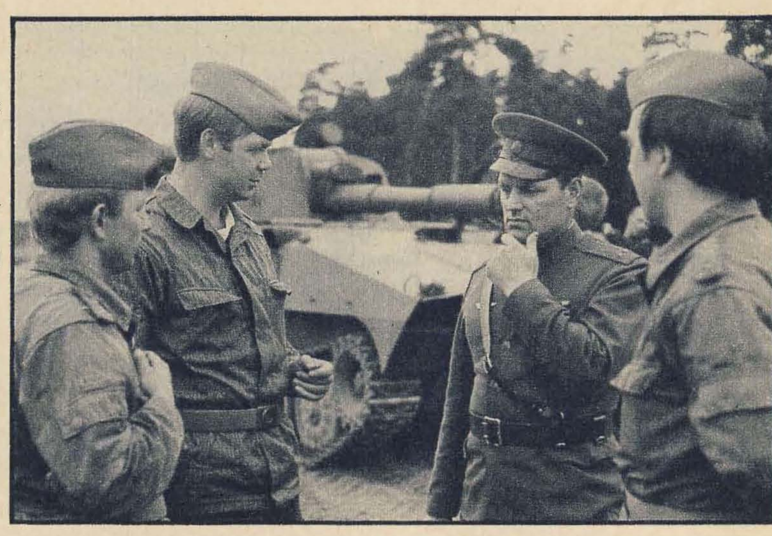
Soldat Nisami Gadschimagamedow, der nach Unteroffizier Bernd Ulrich startet, hält seine SFL mit dem roten Stern am Turm ebenfalls direkt vor der Schneise an – wechselt den Gang. Drückt aufs Gaspedal. Bis hierher war er schneller als Ulrich, doch die verflixte „Schneise" hat es in sich. Auch er muß der engen Durchfahrt Tribut zollen, rammt fünf Pfähle ...

Die Schiedsrichter diskutieren, wägen ab und entscheiden schließlich: Unentschieden.

Die zweite Station im Vergleich

der Besatzungen – Wettkampf der Rechner. Er findet in einem Unterrichtsraum statt. Die Rechner sollen die Grundwerte für das Schießen bestimmen, die Staffelung der Geschütze, die Koordinaten für das flankierende Feuer. Artilleristenmathematik. Auch hier das Fazit: gleich gute Leistung!

Unteroffizier Bernd Roscher und Sergeant Alexander Turunzew sind an der dritten Station angetreten. Sie werden einen Richtkreis aufbauen, ein optisches Gerät mit dem die Seiten- und Höhenwinkel gemessen, kürzere Entfernungen bestimmt und die Geschütze der Batterie eingerichtet werden können. Bald haben die Artilleristen eine Runde um ihre Wettkämpfer gebildet, feuern sie sie an, sorgen so für Stimmung. Unteroffizier Roscher arbeitet flink, kommt schneller voran als Sergeant Turunzew. Das Stativ – aufgebaut, der Orientierungsaufsatz – arretiert. Roscher bestimmt die Richtungswinkel, kontrolliert und – korrigiert die Einstellung. Unsicher? Inzwischen bewegt der Sergeant mit Fingerspitzengefühl die Schrauben und Richttriebe seines Geräts. Kontrollblick – fertig. Hauptmann Krönert prüft Turunzews Werk, und Roschers Richtkreis wird von Oberstleutnant Woloschin unter die Lupe genommen. „Vier Teilstrich daneben!" Doch die Abweichungen bei Alexander Turunzew sind größer. Bernd atmet auf. Zufrieden ist er nicht. Ein paar Schritte weiter – der nächste Kampfplatz. Auseinandernehmen und Zusammenbauen von Verschlußkeilen der 122-mm-Haubitze. Feldwebel Itus Abupatitow quält sich mit diesem Stück Eisen. Das Widerlager scheint zu klemmen, nichts ruckt und rührt sich. Soldat Rößler bewältigt mühelos, was den anderen ins Hintertreffen bringt. Beim nächsten Mal passiere das nicht wieder, knurrt unzufrieden Oberleutnant Warwanez, den das Mißgeschick des Feldwebels offenbar aufgebracht hat.



Dialog der Kommandeure

Stimmt die Einstellung?

Wer ist der Schnellste

Zugführer Oberleutnant Juri Warwanez

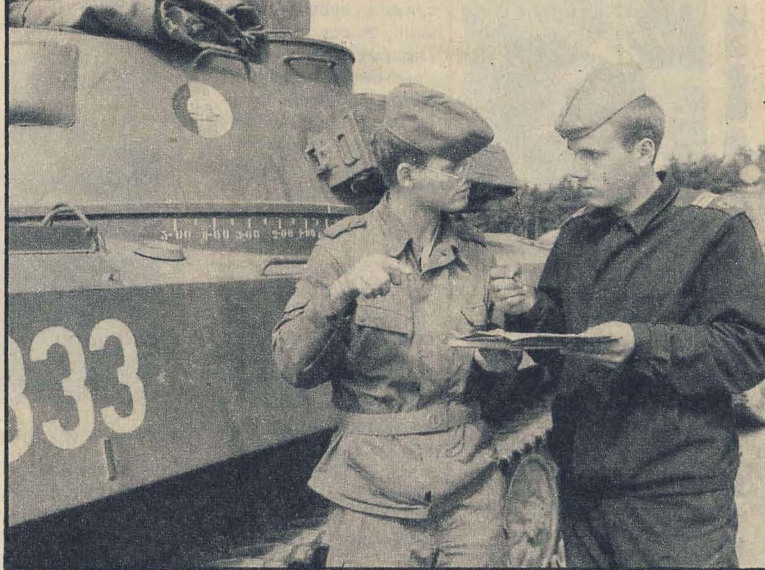
Zwei Kommandanten

Wieder stehen die SFL bereit. Einer der sowjetischen Genossen sitzt schon in der Maschine von Unteroffizier Thomas Dorn. Es ist Soldat Ismail Rachmatow, und er hat den Platz des Richtkanoniers, des K 1, übernommen, derweil der angestammte K 1, Soldat Fröhlich, in die sowjetische SFL wechselte. Gemischte Besatzungen also. Unteroffizier Dorn nimmt alle seine Russischkenntnisse zusammen und übermittelt das Feuerkommando des Batterieoffiziers an Rachmatow, seinen Richtkanonier. Anscheinend hat



aber wir hatten uns ja vorher anständig auf den Vergleich vorbereitet. Ja, ehrgeizig sind sie, nimm nur diesen Mustafa, von dem alle reden. Das stachelt an, wir wollen uns vor solchen Partnern natürlich auch nicht blamieren. Gleichwertiges dagegensetzen. Wie Mustafa und andere von der Spitze weg bis ins Ziel gehen. Wir haben uns beäugt und haben dabei das Miteinander geübt. Die Freunde auch, denke ich. Wir haben uns kräftig ergänzt, die kleinen Schwächen verkraftet und dabei erfahren: Wenn es drauf ankommt – und es kommt ja immer drauf an, heute wie gestern und morgen –





der alles verstanden, denn noch bevor sich der Turm der sowjetischen SFL mit Soldat Fröhlich als K 1 ein wenig gedreht hat, ist Dorns Fahrzeug feuerbereit.

„Viel unkomplizierter als zunächst gedacht!" Das sagt mir der SFL-Kommandeur hinterher, und ich nehme es als knappsten Kommentar zu den zwei Feldlagerwochen. Was sind schon zweimal sieben Tage in den achtzehn Monaten Grundwehrdienst oder in drei Jahren Dienst eines Unteroffiziers? Nun, es seien Tage erlebter Waffenbrüderschaft – nicht mehr und nicht weniger – gibt Unteroffizier Thomas Dorn zu verstehen. „Tag und Nacht waren wir zusammen, im Lager und auf dem Acker, während der Ausbildung und in der Freizeit. Redeten miteinander. Jaja, unser Russich ist genauso holprig wie das Deutsch der Freunde. Aber was tut's, wir verstanden uns und fanden's prima. Kannst zwar nicht alles sagen, weil's zu kompliziert ist, aber noch manches aus den Augen und von den Händen ablesen." Das Zusammensein im Feldlager sporne regelrecht den Kampfgeist an, meint er. „Da merkst du erst mal, was die Freunde für eine Zähigkeit haben, was sie sportlich aus sich rausholen. Sich davon eine Scheibe abzuschneiden, ist keine Schande. Mit Tricksen ist nichts zu holen, wir können uns aufeinander verlassen, meine ich."

Ein Mustafa-Komplex, um im Bilde zu bleiben, der zu loben ist, dachte ich für mich und steckte meinen Notizblock befriedigt in die Tasche.

Mustafa aber, den Vielgenannten, sollte ich nicht mehr zu Gesicht bekommen ...

Text: Oberstleutnant Roland Klotzsch
Bild: Olaf Striepling (11), Wolfgang Fröbus (1)

postsack

Auf den Geschmack gekommen

AR 4/87, Seite 78: Mädel als Truppenkoch. Das ist was für mich! Ich war seit 1985 Lehrling in dieser „geschmackvollen Kunst" und wurde dann, wie Mandy, als Unteroffiziersschüler einberufen. Ich würde mich freuen, wenn Truppenköche oder auch



fleißige Esser mir schreiben und vielleicht auch ein paar geheime Küchentips mitteilen würden.
Gitta Hockauf, Kohlbergstr. 17, Pirna, 8300

Wir bieten Interessantes

Für die Studienjahre 1987/88 sowie 1988/89 sind bei uns in der Fachrichtung „Flugsicherung" im Direktstudium noch freie Studienplätze vorhanden. Vorausgesetzt werden der Abschluß der 10. Klasse und der Berufsausbildung sowie Sprachkenntnisse Englisch/Russisch.
Bewerbungen an Ingenieurschule für Verkehrstechnik „Erwin Kramer", Studentische Angelegenheiten, Ernst-Thälmann-Platz 2, Dresden, 8020, Telefon 475891

Wiedersehenstreffen?

Von 1967 bis 1970 studierte ich an der Offiziersschule „Ernst Thälmann" in der Fachrichtung Rückwärtige Dienste. 20 Jahre nach dem Studienbeginn möchte ich erfahren, welchen Entwicklungsweg meine damaligen Mitstreiter in der Einheit von Oberstleutnant Grosse genommen haben. Vielleicht gelingt ein Absolvententreffen.
Hauptmann d. R.
Dr. Dietmar Schneider, R.-Breitscheid-Str. 25, Eisleben, 4250

Zu lange gezögert

Ich beglückwünsche alle Mädels, die sich für einen militärischen Beruf entschieden haben. Auch ich wollte zu den bewaffneten Organen gehen, war nur unschlüssig. Deshalb würde ich mich sehr freuen, Post von einem Berufssoldaten zu erhalten.
Ria Berndt (19), Dorfstr. 68, Pretschen, 7551

Gefragter Seemann

Als künftige Berufsoffiziere der Volksmarine möchten wir gern mehr über das Leben eines Seeoffiziers erfahren. Wer von diesen Genossen informiert uns über diese Laufbahn? Wir sind zwei 15jährige Zwillingsbrüder und begeisterte GST-Seesportler.
Torsten und Thomas Jüngel,
Uhlandstr. 12, Dresden, 8010



Ihre Zeitschrift

... lese ich schon mehrere Jahre und bin immer wieder begeistert, gibt sie doch Einblick in das Soldatenleben. Es ist sehr wichtig, daß die Menschen verstehen, warum wir die Armee brauchen. Nur im Frieden können wir unsere Ziele und Wünsche voll entfalten. Da ich selbst in einem Beruf tätig bin, der stets Wachsamkeit erfordert, möchte ich gern Verbindung mit einem Berufsoffizier aufnehmen. Ich bin 30 Jahre alt und habe zwei Jungs (7 und 9).
Martina Giese,
Liebenwerdaer Str. 2, Cottbus, 7500

Kriegsgegnerin

Im Aprilheft machten Sie auf den neuen Film über Käthe Kollwitz aufmerksam. Ihr Denkmal in Berlin-Prenzlauer Berg habe ich fotografiert. Kinder brauchen Frieden, um leben zu können – damals wie heute.
Andreas Gläser, Berlin

Wer schreibt uns?

14 Jahre alt bin ich und Bewerber für einen militärischen Beruf in den Luftstreitkräften. Welcher von den dortigen Genossen möchte mit mir Kontakt aufnehmen?
Mario Arnecke, Dorfstr. 22, Meseberg, 3211

Ich bin 13 Jahre und habe mich entschlossen, Fähnrich des Fliegeringenieurdienstes zu werden. Es wäre nicht schlecht, wenn ich mich mit einem Fähnrich oder Offizier aus diesem Bereich schreiben könnte.
Torsten Waldapfel, Vorwerk 87, Wendischborn, 8251

Mein Ziel: Berufsoffizier für Militärfinanzökonomie. Bin 17 Jahre jung und würde mich gern mit einem Offiziersschüler oder Berufssoldaten schreiben.
Antje Menges, Weidenhof 9, Potsdam, 1585

Unterfeldwebel-Suche

Drei Jahre diente ich im Truppenteil „Rudolf Renner". Mich interessiert, was aus den ehemaligen Genossen der Einheit Schnur, z. B. Unterfeldwebel Thieme und Fiebig, geworden ist.
Unterfeldwebel d. R.
Michael Qual, Martha-Arendsee-Str. 12,
Berlin, 1140

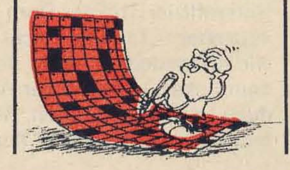
hallo, ar-leute!

Gleich zweimal geholfen

Eure Zeitschrift nennt viele Probleme, die während der Armeezeit auftreten. So hilft sie mir, meinen Freund – er ist Maat auf einem MSR-Schiff – in einigen Dingen besser zu verstehen. Auch in meiner GST-Leitungsfunktion greife ich auf die AR zurück, wenn ich mit den Mitgliedern über den Wehrdienst rede.
Wencke Brednow, Pakkisch

Das Kreuzworträtsel

... ist immer sehr, sehr leicht. Es wäre schön, wenn die Anforderungen steigen würden, da dann meine Gewinnchancen größer wären!
Eberhard Endler, Plauen



ÜBRIGENS macht der Austausch von Gedanken jeden klüger.

In unserem Bataillon

... fand Ihre Zeitschrift 4/87 regen Zuspruch, war doch darin eine umfassende Bildserie über unsere Übung zu sehen. Wir freuen uns besonders darüber, daß gerade der mitunter sehr anstrengende Dienst unserer Panzerbesatzungen so eindrucksvoll dargestellt wurde. Den herzlichsten Dank deshalb Ihren Bildreportern Oberstleutnant E. Gebauer und Leutnant d. R. M. Uhlenhut.
Oberleutnant Jacob



Anregendes

Drei Jahre lese ich jetzt Eure Zeitschrift und finde sie immer wieder anregend. Ihr geht auf verschiedene Probleme ein und deckt viele Hintergründe auf, über die man sehr wenig erfährt. Da ich meinen Ehrendienst noch vor mir habe, werfe ich natürlich ein Auge vor allem auf die Beiträge über das Leben der Soldaten.
Olaf Falkenberg, Hoyerswerda

Regelrecht studiert

Eure Märzausgabe war wieder mal ein ausgezeichnetes Beispiel für ein Soldatenmagazin. Durch die Bank waren die Beiträge aktuell. Besonders angesprochen haben mich die vielen Gedichte. Einige von ihnen werden wohl in Briefen den Weg zurück in die DDR finden: An Freunde, die die AR noch nicht für sich entdeckt haben.
Offiziersschüler
Dirk Zehmisch, z. Zt. Lwow, UdSSR

Mädchen-Rat

Ich lese Eure Zeitschrift sehr gern, denn mich fesselt, was so in der Welt geschieht. Es sind ja öfters Themen dabei, die auch Mädchen lesen sollten, damit sie wissen, wie anspruchsvoll der Dienst bei der Armee ist.
Simone Bredy, Karl-Marx-Stadt

Schmuserei

Ich muß einfach mal an alle, die an der Herausgabe des Heftes mitwirken, ein paar ganz dicke Küßchen verteilen. Mir gefällt Eure AR immer wieder, denn sie ist für jedermann verständlich.
Petra Meyer, Erfurt

Selbstabholer sind schon unterwegs!



Tauch-Trick?

Entweder gibt es in der Tschechoslowakischen Volksarmee „Unterwassermaler", die Embleme unter Wasser verändern können, oder das Bild in Heft 4/87, Seite 31 mit dem T-55 und dem polnischen Emblem, sollte nur als Lückenfüller bei diesem CSSR-Panzer-Beitrag benutzt werden ...
Klaus König, Bernau

Sagen wir es schuldbewußt und mit leiser Ironie: Die polnischen Waffenbrüder waren rechtzeitig zur Stelle ...

Klarer gesehen

Beim genauen Lesen von „SDI – Göttliche Eingebung?" (4/87) ist mir vieles klarer über dieses Problem geworden. Die Zusammenhänge haben Sie wirklich anschaulich dargestellt.
Viola Achterberg, Krukow

Nicht besonders

... war ihre AR 4/87. Die Poster aber gefallen mir fast immer. Ganz toll fand ich „Wie ein Mädel Truppenkoch wird?".
Sabine Rump, Strausberg

alles, was RECHT ist

Prämie für Reservisten

Derzeit bin ich als Melker in einer LPG tätig. Unsere Arbeitsleistungen werden nach Arbeitseinheiten berechnet, daraus resultiert auch unsere Jahresendprämie. Wie verhält sich diese Regelung bei meinem Reservistenwehrdienst?
S. Rübner, Polz

Dazu heißt es in der Einberufungsordnung vom 25. 3. 82 (GBl I Nr. 12) im § 25, daß für die Zeit des Reservistenwehrdienstes Anspruch auf Zahlung der vollen Jahresendprämie besteht. Für Mitglieder von LPG besagt außerdem der § 2 der 1. Durchführungsbestimmung zur Besoldungsverordnung vom 25. 3. 82 (im selben Gesetzblatt), daß durch die Einberufung zum Reservistenwehrdienst keine Benachteiligung bei der Jahresendauszahlung eintreten darf.

„Unter den Linden"

... war das Kennwort unseres Preisausschreibens im Heft 4/87. Hier die Auflösung: 1. Ludwig van Beethoven, 2. Artillerie, 3. Museum für Deutsche Geschichte, 4. Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus, 5. Hauptmann von Köpenick, 6. Volksmarinedivision, 7. Karl Liebknecht, 8. Generaloberst N. Bersarin, 9. Fritz Cremer.
Und die Preisträger: B. Rachow, Gadebusch 2730, gewann 160 Mark. R. Nieß, Wittenberge 2900, erhielt 120 Mark. 80 Mark gingen an N. Volkhardt, Bad Salzungen 6200. Je 50 Mark empfingen H. Korn, Ludwigsfelde 1720; G. Hahn, Neustrelitz 2080, und J. Köhler, Gotha 5800. Je 30 Mark: R. Päpke, Strausberg 1260; A. Klügel, Pirna II 8300; G. Müller, Weißenfels 4850; A. Spiegelberg, Güstrow 2600. Je 20 Mark: N. Mingo, Klieken 4501; M. Genschock, Karl-Marx-Stadt 9002; K. Umlauft,



Bautzen 8600; Uffz. P. Stanke, Dabel 2724; S. Schuckelt, Müllrose 1203; S. Beneke, Berlin 1020. Glückwunsch den Gewinnern und ein herzliches Dankeschön allen Beteiligten!

Was haben Sie uns denn so mitzuteilen?
Redaktion „Armeerundschau", PFN 46 130, Berlin, 1055

gefragte fragen

Zusätzlich S?

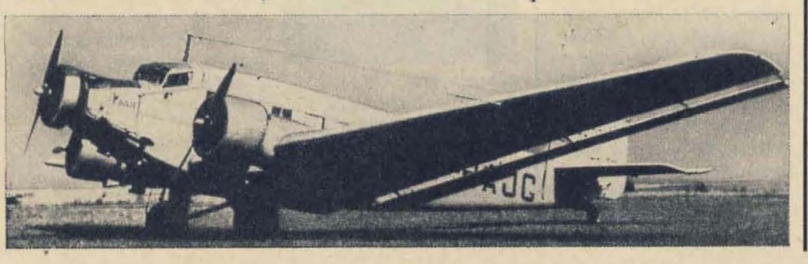
Mein Verlobter ist Fähnrich, unser Hochzeitstermin fällt direkt in seinen Erholungsurlaub. Sein Kompaniechef sagte nun, daß ihm aus diesem Grund der Hochzeits-Sonderurlaub nicht zustehe. Hat er recht?"
Silke Hahn, Leipzig

Ja, denn er beruft sich auf die Urlaubsvorschrift. Danach wird Sonderurlaub nur im zeitlichen Zusammenhang mit einem besonderen Anlaß gewährt. Tritt dieser während des Erholungsurlaubs ein, so gibt es keinen zusätzlichen oder nachträglichen Sonderurlaub.

Bahnbrechend

Das Passagierflugzeug Ju 52 war in den dreißiger Jahren ein Erfolgsrenner. Mich interessieren Angaben über diese Maschine. Und ist sie in Dessau gebaut worden?
Feldwebel Eberhard Posselt

Im Dessauer Flugzeugwerk des Professors Hugo Junkers wurde die damals revolutionäre Konzeption eines freitragenden Ganzmetallflugzeuges verwirklicht. Höhepunkt war die Konstruktion der Ju 52/3m (3m = 3 Motoren). 27 Luftverkehrsgesellschaften flogen sie. Baubeginn 1931; Besatzung 3 Mann; 15 Passagiere; Triebwerksleistung je Motor 404 kW; Spannweite 29,25 m; Länge 18,90 m; Höhe 4,50 m; Startmasse 9200 kg; Steigleistung 3,90 m/s; Höchstgeschwindigkeit 290 km/h; Gipfelhöhe 5200 m; Reichweite 1300 km



Dreieckig, weiß mit rotem Streifen

Stimmt es, daß neuerdings alle Offiziersschüler nach ihrer Ausbildung dafür ein spezielles Abzeichen erhalten?
Offiziersschüler Gert Hamann

Erstmalig im August dieses Jahres – nach Beendigung eines nunmehr vierjährigen Studiums mit Diplomabschluß – wird ein Absolventenabzeichen über-



reicht. Dies bekommen all die Absolventen militärischer Hochschuleinrichtungen, welche die Hauptprüfung bestanden und das Diplomverfahren erfolgreich abgeschlossen haben.

Kein Anschluß unter dieser Nummer

Manchmal geht es per Post nicht schnell genug, um unverzüglich die Meinung des Partners – meiner ist bei der Armee – zu erfahren. Warum kann man nicht einfach anrufen in der jeweiligen Kompanie?
Ulrike Jannaschk, Lichterfelde

Weil dies die Telefone und Fernsprechleitungen in der Kaserne blockieren würde. Sie müssen aber jederzeit für Dienstgespräche frei sein, hängt doch auch davon die ununterbrochene Einsatzbereitschaft des Truppenteils samt seiner Nachrichtenzentrale ab.

Wie hoch?

Bis zu welchem Dienstgrad kann ich als künftiger Berufsunteroffizier kommen?
Mario Kaufhold, Dingelstädt

Das kann bis zum Stabsfeldwebel gehen.

Mund halten?

Die Schweigepflicht bei den Ärzten ist mir bekannt. Wie sieht es aber damit bei den Sanitätern aus?
Gefreiter:
Gernhold Hirtmann

Jede Kenntnis, die mit dem Gesundheitszustand einer medizinisch zu betreuenden Person unmittelbar oder mittelbar zusammenhängt, haben auch sie streng vertraulich zu behandeln.

diskuzeit

„Wie soll es weitergehen?" fragte Manuela im April-Postsack. Als ihr Freund seinen dreijährigen Dienst antrat, trennten sie sich im Guten. Nun getraut sie sich nicht, ihm ihre Liebe einzugestehen, hat Angst, er könnte sie auslachen. Auch er verliert in seinen Briefen kein Wort über Liebe. Nachfolgend Ratschläge unserer Leser.

Wahrheit sagen

Ich würde ihm einfach schreiben, daß ich ihn liebe. Vielleicht empfindet er dasselbe, traut sich aber nicht, es auszudrücken. Also: Wer wagt, gewinnt!
Petra Meyer, Teterow



Abwarten

Manuela sollte warten, bis ihr Freund seinen Dienst geleistet hat und dann mit ihm sprechen. Ich glaube nicht, daß er über ihre Gefühle lachen wird, warum sollte er sie ohne Grund kränken?
Olaf Falkenberg, Hoyerswerda

Aussprechen

Gemeinsam reden – das hilft weiter! Ich lernte meinen Freund während seiner Armeezeit per Radio kennen. Zuerst schrieben wir uns nur freundschaftliche Briefe, doch dann teilten wir einander unsere Gefühle mit, lernten uns genauer kennen und wurden immer offener uns gegenüber.
Carola Müller, Crantow

Angst überwinden

Wenn Manuelas Freund ihr die Wartezeit nicht zugetraut hätte, dann würde er es bestimmt gesagt haben, oder er ist zu feige dazu. Manuela muß sich ein Herz fassen, ihre Angst überwinden und ihm alles erzählen, ob er es möchte oder nicht.
Unterfeldwebel Ralph Döde

postsack

Redaktion:
Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Gläser, Archiv
Vignetten: Achim Purwin

Sich offenbaren

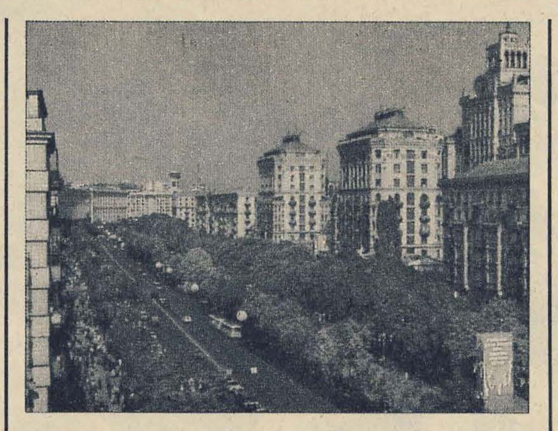
Du machst Dich nicht glücklich Manuela, wenn Du Dich ihm nicht offenbarst. Vielleicht wartet er auch nur darauf, daß Du ihm sagst, was Du denkst. Wenn man jemanden liebt, dann kämpft man um diese Liebe, selbst auf die Gefahr hin, daß es umsonst ist.
Katrin Völkner, Frohburg

Mutiger werden

Auch mein Freund ist drei Jahre dabei. Wir kennen uns nur durch Briefe. Sie waren anfangs ganz einfach, dann schrieben wir auch über unsere Sorgen und Gefühle. Ich dachte auch immer, daß er mich auslacht. Aber er versteht mich, ist ehrlich. Manuela, schreibe Deinem Freund offen, was Dich bewegt! Habe Mut! Auch ich wollte aufgeben, aber wenn man jemanden liebt, ist das sinnlos.
Iris Lorenz, Gröditz

Gefühle nicht verbergen

Gefühle sind Signale über den Zustand der Liebe. Nur wenn jeder um die Gefühle des anderen weiß, kann er darauf reagieren.
Unteroffizier
René Klarschmidt



Aus Kiew

... wo ich z. Z. lebe (Foto), nachträglich alles Gute zum 23. Geburtstag meines Verlobten, dem Offiziersschüler Peer Auerswald. Du sollst wissen, daß ich trotz aller Schwierigkeiten, die wir beide zu überwinden haben, immer zu Dir halten werde, weil ich Dich sehr liebe.
Cornelia Dölle

Familienstolz

Mein Bruder Thoralf Hannemann dient als Berufsunteroffizier. Ganz herzlich grüßen ihn unsere Eltern, seine Freundin und ich. Wir sind sehr stolz auf ihn, vor allem über seine Entscheidung, Kandidat der SED zu werden.
Kathleen Hannemann, Berlin

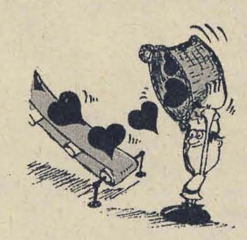
gruß und kuß

Daumendrücken

Für einen erfolgreichen Abschluß an der MTS „Harry Kuhn" wünsche ich meinem Schnuckelchen, dem Fähnrichschüler Thomas Walter, viel Glück. Ich drücke natürlich auch allen anderen Genossen seines Zuges ganz toll die Daumen. Einen Gruß ebenfalls an den Offiziersschüler Jörg Heßler nach Kamenz.
Conny Höhne, Suhl

Am laufenden Band

Franz Kanzler grüßt ganz lieb seinen Schatz Petra sowie die Kinderchen Antje, André und Ramona, außerdem sendet er Grüße an die Abteilung FB 3 des VEB Rathenower Optische Werke. Zärtlich umarmt wird Unterfeldwebel Carsten Geipel von Heike Adler aus Kauern; zum 22. Geburtstag viel Gesundheit, Mut und Vertrauen. Andrea Gerlach in Pollitz denkt oft an einen unterhaltsamen Grenzsoldaten, Ralf-Peter Kichl heißt er und möchte doch mal schreiben. Liebe Grüße gehen an den Verlobten von Ulrike Janaschk, die in Lichterfelde wohnt. Zum ersten Hochzeitstag gratuliert Angelika Schmidt ihrem Schatz, dem Offiziersschüler Thilo Schmidt, und der kleine Stefan schickt ein Extra-



Küßchen an seinen Papi. Für die restliche Armeezeit alles Gute wünschen Heike Guder dem Unteroffizier Mario Guder und Andrea Gola dem Soldaten Andreas Ruger. Lieb geküßt wird Offiziersschüler André Jugl von seiner Frau Kerstin und seinem kleinen Liebling David. Grüße übersenden Nicky Kerber an ihren Soldaten Dirk Schirmeister; Viola Achterberg an den Soldaten Heiko Hofert; Offiziersschüler Ralf Ellrich an seine Carmen und den kleinen Marc; Offiziersschüler Uwe Bastian an seine Simone und die kleine Bianca; Heide Hempel an ihren Verlobten Heiko Gehler. Unteroffizier Paul Neumann empfängt Liebevolles von seinem kleinen Mäuschen und seiner „Dicken". Tausend Küsse zum ersten Hochzeitstag gehen an Soldaten Thomas Schröter von seiner Frau Gabriele sowie Roy und Sebastian.

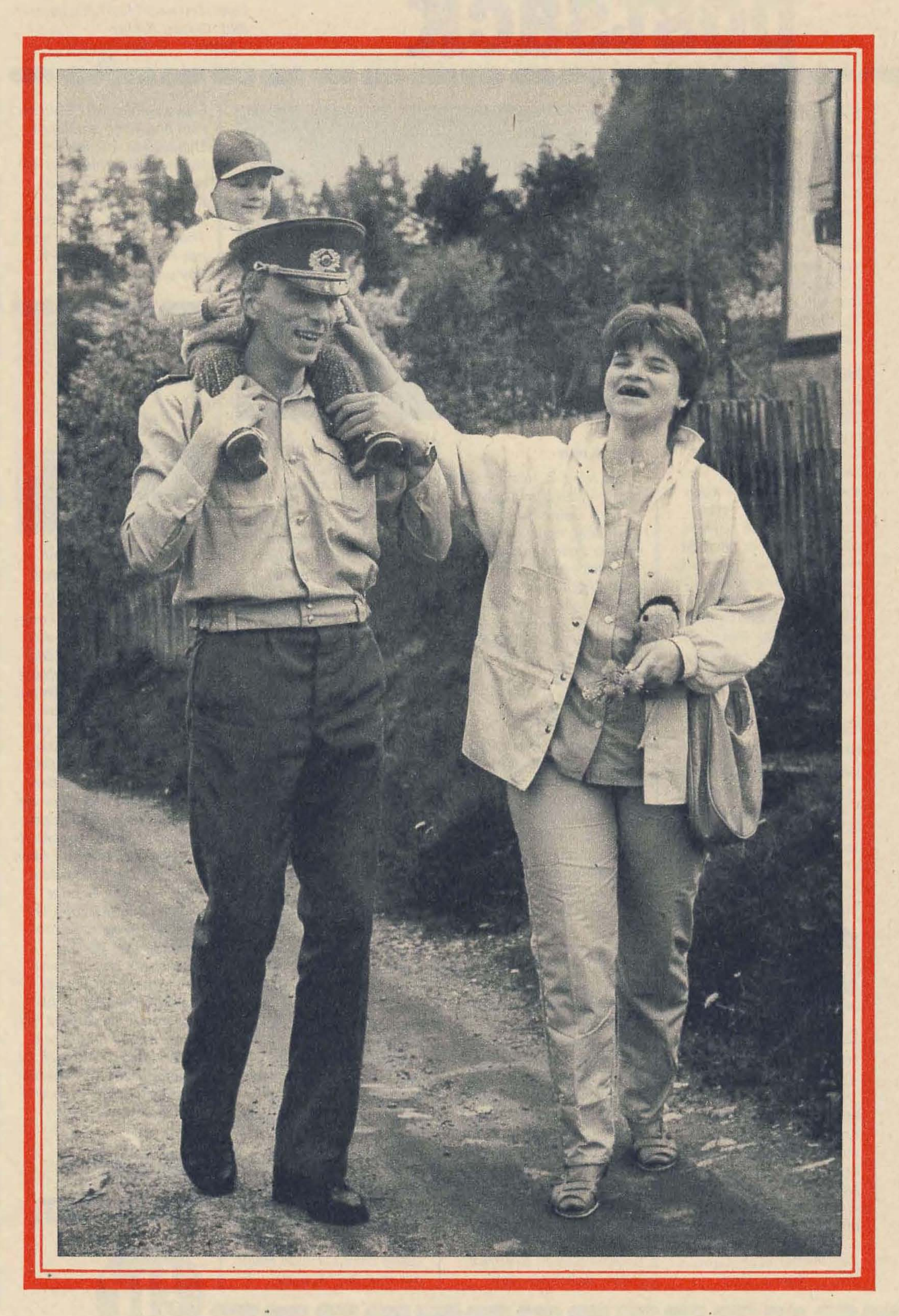


Vom Schießen bis zum Betriebsdienst

... reichte ein Leistungsvergleich der besten Funktrupps, über den wir ausführlich informieren. Die AR-Reporter beobachteten dabei zwei Trupps, die mit Bestzeiten und Treffern um den Sieg rangen, die sich auch über ihre Stärken und Schwächen Gedanken machten. Außerdem berichtet AR über die Ausbildung von künftigen Offizieren der Truppenluftabwehr der NVA und über ein Freundschaftstreffen von Genossen aus der Julius-Fučík-Kaserne der NVA mit ihren tschechoslowakischen Waffenbrüdern. In einem Sportbeitrag wird ein Porträt des ASK-Trainers Lothar Hillebrandt gezeichnet, militärtechnisch ist Interessantes über die MiG-25 zu erfahren, und AR-Militaria befaßt sich mit Leben und Kampf Che Guevaras

in der nächsten





Christiane, Jörg und Jan

Eine Liebesgeschichte

Das Wort macht sie beide ein bißchen verlegen. Eine Liebesgeschichte? Sagt man das heute noch so? Christiane lächelt unsicher, sieht Jörg an. Zwei, drei Augenblicke lang hält sich das Zögern auch bei ihm. Dann nimmt er Christianes Hand: „Wie würdest du es denn nennen?" Mit ihrer anderen Hand spielt Christiane an der schon halb leergetrunkenen Kaffeetasse. „Ich weiß nicht. Das klingt zu glatt, zu romantisch, rosarot. Aber so war es doch nicht."

Nein, so war es nicht. Glatt und problemlos war es nicht mit Christiane und Jörg. Das war es für lange nicht: morgens zusammen aufwachen und sich den ganzen Tag freuen dürfen, daß man sich in fünf, in zwei, in einer halben Stunde schon wieder hat. Als Christiane Jan zur Welt brachte, war Jörg Hunderte Kilometer weg. Es war auch nicht die riesige Freude, schon bald nach der Hochzeit das gemeinsame Nest zu bauen. Bis dahin verstrichen drei Jahre. „Jörg braucht gar nicht zu wissen, wie ich manchmal geheult habe", sagt Christiane und strahlt ihren Mann an. Im August hatten sie ihren dritten Hochzeitstag. Hauptmann Jörg Schlesinger, 28 Jahre alt, Offizier der Grenztruppen der DDR, Fachlehrer an der Offiziershochschule „Rosa Luxemburg", und seine Frau Christiane, 26 Jahre alt, Lehrerin, sind ein Liebespaar. Und zusammen mit dem zweijährigen Blondschopf Jan eine richtige Familie. Eine glückliche. Endlich.

***

„Eigentlich hatte ich mir Jörg gar nicht ausgesucht." Was? Christiane und ich sind allein in Schlesingers gemütlicher Suhler Wohnung, und Christiane ist schön in Fahrt gekommen. „Na ja, ich hatte mal an die Armeerundschau geschrieben, 1982, wegen Briefwechselwunsch. Aus den hundertzwanzig Zuschriften hatte ich mir fünf ausgeguckt. Da war Jörg aber nicht dabei. Ich weiß auch nicht, warum. Sein Brief fiel mir später noch mal in die Hände. Ich dachte, schreibst mal. Es kam Antwort. Er war Zugführer und diente in einer Grenzkompanie, ungefähr dort, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen. Ich studierte damals an der Pädagogischen Hochschule in Leipzig. Also, wir trafen uns. Liebe auf den ersten Blick war es nicht. Klar, wir gefielen uns, fanden uns sympathisch. Aber himmelhohe Flammen – nö. Beim nächsten Treff waren wir tanzen in einer Leipziger Disco. Da sagte ich ihm erstens, daß ich Genossin werde, und zweitens, was genauso wichtig war, daß ich bald schon zum Auslandsstudium in die Sowjetunion gehen würde. Für ein Jahr. Ich dachte mir, pack es aus. Wenn er dranbleiben will, gut; wenn nicht, ist er nicht der Richtige. Gesagt haben wir uns nicht, daß wir aufeinander warten würden. Aber wir haben uns verlobt, so richtig altmodisch. Geheiratet haben wir dann jedoch erst nach dem Studienjahr in der Sowjetunion. Natürlich in Berlin! In Weißensee. Dort bin ich geboren und aufgewachsen, dort sind meine Eltern, dort ist mein Zuhause. War 'ne tolle Hochzeit. Eigentlich hätten wir euch AR-Leute einladen müssen. Irgendwie haben wir es ja euch zu verdanken, daß wir uns gefunden haben. Im Grunde genommen ging mit uns alles ziemlich schnell. Wir haben uns da eben schon geliebt.

Jörg fuhr also damals zurück in seine Grenzkompanie, und ich fast zweitausend Kilometer nach Kaluga. So wertvoll und gut das Studium dort für mich war – es war ein hartes Jahr. Auch wegen Jörg. Aber wenn mich das heulende Elend packte, fühlte ich den Ring am Finger – da ist Jörg. Das hat immer geholfen. Briefe haben wir uns geschrieben, ellenlang. Und Telegramme hat mir Jörg geschickt, ganz verrückte. Da stand drin: Ich liebe dich ganz irre. Die hab ich noch. Es war herrlich. Und schlimm auch."

Hand aufs Herz, Christiane, wart ihr euch sicher, daß ihr euch treu bleibt, das lange Jahr über? „Absolut, obwohl wir uns ja noch nicht lange kannten. Für uns war klar, wenn sich da einer was erlaubt, nur weil der andere weit weg ist, dann ist das eine Riesenschweinerei, und dann ist Schluß. Von mir aus konnte Jörg vor der Ehe tausend Freundinnen gehabt haben. Jetzt gehörten wir zusammen. Wir konnten und können uns voll aufeinander verlassen. Mensch, so 'ne Frage!"

***

Christiane kam zurück, beendete ihr Studium, war nun frischgebackene Lehrerin mit Hoch-



So sieht das Glück aus

schuldiplom für Russisch und Geschichte. Eine hochqualifizierte Frau. Hauptstädterin. Zum Bersten angefüllt mit Tatendrang, mit Lust aufs Leben, aufs Lehrersein, auf richtige Ehe, auf eigene Wohnung. Nun sind Wünsche das eine, und die Wirklichkeit ist nicht selten etwas ganz anderes. Christiane hatte ihre Zukunft in Berlin geplant. Dort lief ihr Wohnungsantrag, dort wollte sie arbeiten, dort war ihre Heimat. Jörg diente im äußersten Zipfel der Republik. Von dort kam er nicht weg. Nicht ohne weiteres. Die Frage stand scharf: Wer geht zu wem? Muß die Frau, ohne mit der Wimper zu zucken, dorthin folgen, wohin der militärische Beruf ihren Mann gestellt hat? Muß sie ganz selbstverständlich bereit sein, möglicherweise für kürzer oder länger nicht in ihrem Beruf arbeiten zu können, weil in abgelegenen Gemeinden weder Bedarf noch Möglichkeiten dafür bestehen? Wie ist das mit der Selbstverwirklichung der Frau, wenn ihr Liebster einen der schwersten, schönsten, verantwortungsvollsten Berufe hat, wenn er Offizier ist und sein Leben großenteils per Befehl geregelt wird? Wer glaubt im Ernst, daß eine Frau die Früchte vierer schwerer Studienjahre vertrocknen läßt und ihren genauso schönen, schweren, verantwortungsvollen Beruf an den Nagel hängt, noch ehe sie ihn einen einzigen Tag hat ausüben können? Niemand glaubt das. Ausgenommen jemand, der weiß, daß Liebe nicht nur Miteinanderschlafen und sorgloses Genießen und Leben wie im Bilderbuch ist, sondern daß Lieben auch heißt: Erst der andere, dann ich.

In ihrem Innersten war Christiane entschlossen, zu Jörg zu gehen, egal, wo er sein muß. Sie wußte, in jener Grenzgemeinde würde sie nicht als Lehrerin arbeiten können. Sie wußte aber auch: Jörg hatte ebenfalls ein Hochschulstudium absolviert, hatte in seiner Arbeit schon Wurzeln, hatte Erfolge, hatte sich etwas aufgebaut und die schwierigen ersten Schritte in seinem militärischen Beruf in den Griff gekriegt. Wäre er denn bereit, das für sie aufzugeben? Immerhin, er könnte ein Versetzungsgesuch schreiben; vielleicht wäre der Traum von Berlin erfüllbar. Liebte er sie so, daß er noch einmal bei Null anfangen würde, ungewiß, auf welchen Platz man ihn dann stellen würde? Jörg hätte keinen Moment gezögert. Er hätte das Gesuch geschrieben. Damit war für Christiane die Entscheidung gefallen – sie ging zu ihm. Aus der Hauptstadt in die Einsamkeit, aus dem Beruf ins vorläufige Hausfrauendasein. Warum?

Die wortgewandte Christiane, die so temperamentvoll und ohne Scheu über sich und ihre Gefühle spricht, wird nachdenklich. „Als ich damals bei euch in der AR meinen Briefwechselwunsch veröffentlichte, da wußte ich doch, daß ich einen jungen Offizier kennenlernen würde. Mein Vater ist auch Offizier, nicht bei den Streitkräften, sondern bei der Feuerwehr. Mein Vater ist für mich heute noch das große Vorbild. Im Grunde wünschte ich mir so einen Mann, wie mein Vater es ist. Der was leistet. Der was auf sich nimmt. Der mehr macht, als er muß. Der auch weiß, warum er das macht. Den man nicht nur liebt als Mann, sondern auf den man auch irgendwie stolz ist. So ist Jörg. Ich akzeptiere seinen militärischen Beruf nicht nur. Ich sag das ruhig mal: Ich bin auch stolz auf Jörg, weil er etwas für sich ausgesucht hat, das andere sich gar nicht zutrauen würden. Und darum wollte ich, daß Jörg erstmal vorankommt und festen Schritt faßt. Ich kann doch jederzeit als Lehrer zu arbeiten beginnen, wenn die Möglichkeiten dafür gegeben sind. Und das muß nicht in Berlin sein. Aber es muß dort sein, wo Jörg ist."

***

Jan ist wach geworden. Er will seinen Nachmittagssaft, er will Beachtung und alle Augenblicke

etwas anderes. Christiane nimmt ihn auf den Schoß. „War nicht leicht, ihn auf die Welt zu kriegen. Wir beide mußten noch lange in der Berliner Charité bleiben. Und Jörg so weit weg. Aber als er dann seinen Sohn zum erstenmal sah, das vergeß ich nie. Schon wegen dieses Augenblicks wünsch ich mir ein zweites Kind! Ich kann mir überhaupt keinen anderen Mann für mich vorstellen. Ich hab so ein Glück!"

***

Jörg kommt nach Hause. Dienstschluß. Jörg ist ein zurückhaltender, freundlicher Mann, viel ruhiger und ernster als Christiane, die immer erzählen und lachen und auf hundert sein kann. Gegensätze ziehen sich an. Dummes Sprichwort. Die Gemeinsamkeiten haben die beiden angezogen. Jörg: „In den grundsätzlichen, wichtigen Dingen stimmen wir überein. Wir sind beide Genossen. Christiane ist auch so erzogen worden. Und ich kannte es von meinen Eltern auch nicht anders."

Ausnahmsweise brennt Jörg sich eine Zigarette an. Es macht ihm Mühe, von sich zu reden. Er nimmt den Umweg über den Vater: „Mein Vater ist der ABV von Stützengrün im Erzgebirge. Von dort komme ich. Hab mein Abitur in Schneeberg gemacht, war schon verpflichtet, als ich Facharbeiter, Fräser, wurde und wollte unbedingt zur Grenze."

Warum?

„Um ehrlich zu sein, politische Einsichten waren nicht mein vorrangiges Motiv. Mich zog die Romantik an, die es ja tatsächlich gibt an der Grenze, die Natur, Wild, Sonnenaufgänge. Als Jugendlicher hat man so seine Vorstellungen. Na ja, das sieht dann schon alles ein bißchen anders aus. Der Grenzdienst braucht den ganzen Mann, seinen Verstand, seine politische Klarheit, Kraft, Mut. Für mich ist das nicht nur eine Aufgabe. Es ist ein Stück Leben geworden."

Als er für sich und Christiane in dem kleinen Bergarbeiterdorf Unterbreizbach eine Wohnung zugewiesen bekam, richtete er sie ganz alleine her und ein. Christiane konnte kommen. Wie sieht Jörg Christianes Entscheidung?

„Daß sie am liebsten in Berlin bleiben wollte, hab ich natürlich verstanden, aber nur vom Gefühl her. Der Verstand sagte mir, das ist keine Lösung. Daß sie nicht darauf bestanden hat, daß ich mich ihren Wünschen füge, verstehe ich erst heute richtig."

Ich frage Christiane, ob sie das als ein Opfer ansah. Schließlich hat sie wirklich viel aufgegeben und viel auf sich genommen. Fremdsein, niemanden kennen, nicht arbeiten können, viele Nächte allein sein, weil der Mann raus muß an die Grenze, tägliches Einerlei, keine Disco, kein Theater, keine Freunde, ein Dorfkonsum, kochen, saubermachen. Und warten. Warten auf Jörg. War das ein Opfer?

„So ein Gedanke käme mir gar nicht. Wir lieben uns, wollten

Fortsetzung Seite 28

Auf ein langes, glückliches gemeinsames Leben!





Christiane und ihre Klasse

Ich weiß es noch wie heute...

Grigori Baklanow

Während seiner Zeit an der Front hat Trofimytsch den Befehlshaber rasiert und frisiert. Vorher, bei der Infanterie, war er verwundet worden, kam ins Lazarett, dort erfuhr jemand, daß er ein erstklassiger Friseur war, und das Schicksal lächelte ihm. Die Zeit bei der Infanterie hat er vergessen, als habe es sie nicht gegeben, aber an die folgende erinnert er sich mit Begeisterung, und sobald er anfängt sich zu erinnern, ist er wieder Trofimytsch – so hat ihn der Befehlshaber genannt. Wir waren an einer Front, und wenn ich mich jetzt bei ihm in den Sessel setze, fragt er: „Erinnern Sie sich an Algassow? Kannten Sie den?"

„Nein."

„Generalleutant Wosnjuk?"

„Nein."

Er beugt sich zu mir vor, hält die Hand wie einen Trichter ans Ohr und fragt: „Wie?"

Bis zum Hals mit einem Laken zugehängt, sitze ich im Sessel vor einem Spiegel. Und der Spiegel spiegelt sich in einem Spiegel, und in diesem in die Unendlichkeit reichenden Korridor von Spiegeln sind immer wieder Trofimytsch und ich abgebildet, kleiner und kleiner werdend: er im weißen Kittel bietet mir hinter der Sessellehne sein Ohr dar, ich schüttle den Kopf, und alle meine Spiegelbilder schütteln den Kopf, von dem ein Teil der Haare bereits abgeschnitten ist.

„Nein! Hab ich nicht gekannt!"

Trofimytsch holt das Laken, in das ich eingehüllt bin, stets aus einem besonderen Schränkchen hervor, nimmt es auseinander und wedelt damit herum: es ist frisch und wird ausschließlich aus Achtung vor mir hervorgeholt. Natürlich bemerke ich darauf die Haarschnipsel von meinen Vorgängern und weiß, daß er es, wenn ich weg bin, ausschüttelt und wieder sorgfältig zusammenlegt, um es jemand anderem als Zeichen seiner besonderen Achtung zu präsentieren.

„Verstehe ich nicht, wieso Sie Wosnjuk nicht kennen. Sie sind Artillerist?"

Ich nicke: Artillerist.

„Generalleutnant Wosnjuk!" sagt Trofimytsch hartnäckig. „Der Stellvertreter des Befehlshabers der Artillerie der Front!"

Er verharrt mit der Schere über meinem Scheitel und sieht mich an. Nimmt man seinen letzten Dienst, dann befanden er und ich uns an verschiedenen Enden eines Fernrohrs, und das vergrößert bekanntlich auf der einen Seite, und auf der anderen verkleinert es. Vom Generalleutnant, dem Trofimytsch jeden Morgen die Wangen einseifte, den er rasierte und dessen Frau er gegen Ende des Krieges die Haare legte, zu uns war es himmelweit.

Zweiundvierzig an der Nordwestfront, wo wir lange in Verteidigungsstellung lagen, ging mal ein Kanonier unserer Batterie mit zwei Kochgeschirren in den Wald, um

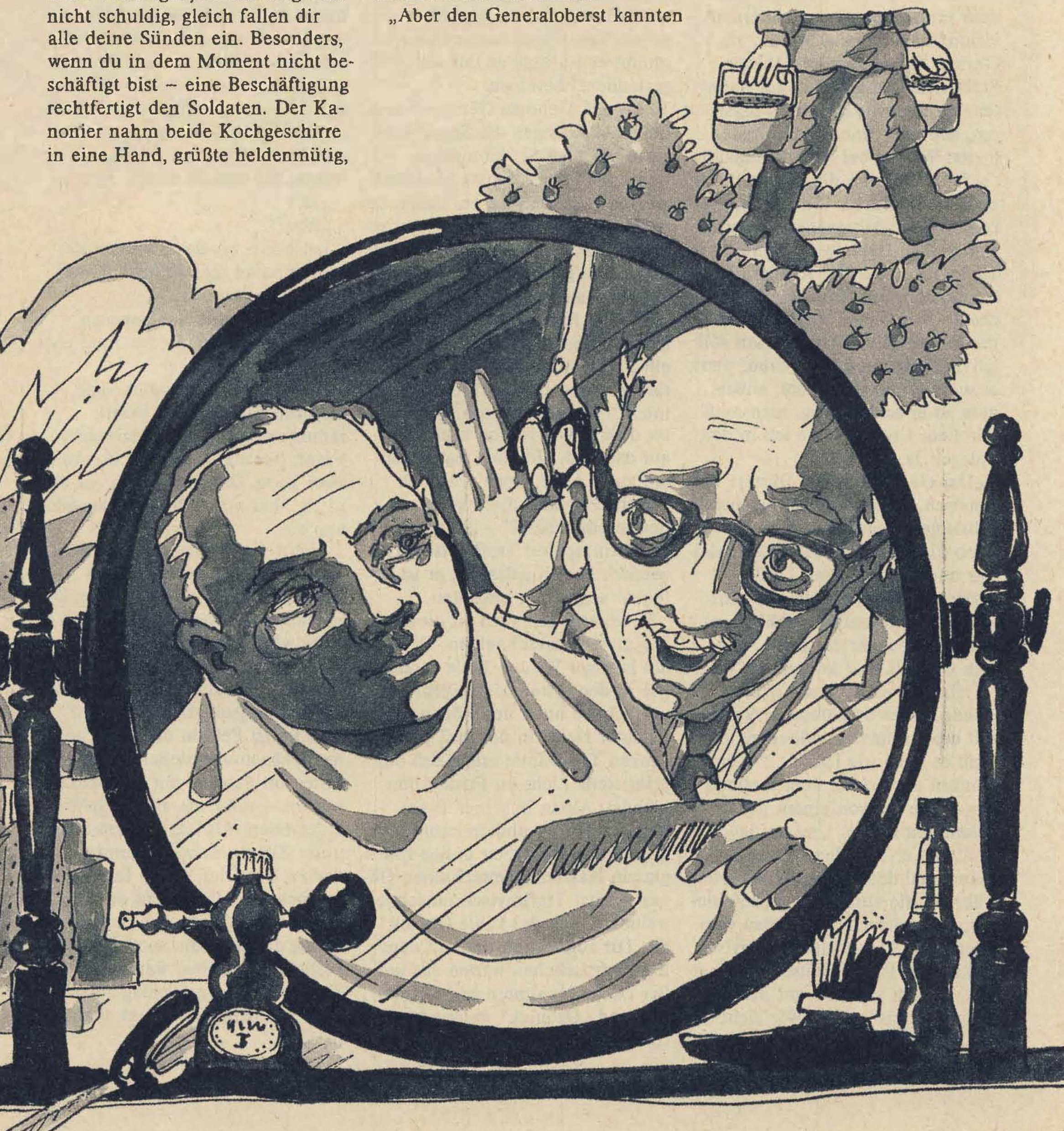


Himbeeren zu suchen, und erzählte hinterher, er sei einem Marschall begegnet. Er wollte gerade zurück, da sah er, ein Emka steht auf dem Weg. Um es mal zu vergleichen – ein Emka nahm in der Hierarchie der Autos den Platz eines heutigen Wolgas ein. Steht also auf dem Weg, und drumherum Militärs in Kombinationen. Doch wenn sie auch Kombinationen tragen wie Panzersoldaten, man sieht gleich – es sind Vorgesetzte. Und so ist das nun mal bei Vorgesetzten: Kommst du ihnen unter die Augen, ob schuldig oder nicht schuldig, gleich fallen dir alle deine Sünden ein. Besonders, wenn du in dem Moment nicht beschäftigt bist – eine Beschäftigung rechtfertigt den Soldaten. Der Kanonier nahm beide Kochgeschirre in eine Hand, grüßte heldenmütig, und dann fragte ihn der Größte von denen streng, wer er sei, woher er komme, wem er die Himbeeren bringe. Und ob er sie nicht dem Marschall geben könne? Es stellte sich heraus, am Auto stand Marschall Timoschenko persönlich, aus irgendeinem Grund war er an unsere Front gekommen. Der Soldat wurde berühmt, alle fragten ihn danach aus, wie er den Marschall mit Himbeeren bewirtet hatte, sogar in den Regimentsstab wurde er gerufen, um davon zu erzählen, und unsere ganze Batterie fühlte sich als etwas Besonderes.

„Aber den Generaloberst kannten Sie natürlich? Erinnern Sie sich?"

Sage ich, daß ich den Befehlshaber der Artillerie der Front nicht ein einziges Mal mit eigenen Augen gesehen habe, dann kränke ich Trofimytsch endgültig. Er glaubt mir womöglich nicht oder wird daran zweifeln, ob ich überhaupt dort gewesen bin.

Dem Befehlshaber der Artillerie einer Front sind die Artilleriebefehlshaber der Armeen unterstellt. Er kennt die Artilleriebefehlshaber der Divisionen. Er kennt die Kom-



mandeure der Artillerieregimenter, aber auch die bestimmt nicht alle. Und das war schon weit weg von uns, von unten – der Regimentskommandeur! An einer Front gibt es eine ganze Menge mehr Regimenter als Bauern auf dem Schachbrett. Die Nummer unseres Artillerieregiments war beispielsweise zweihundertzweiunddreißig, und damit war die Liste nicht zu Ende. Und in jedem Regiment gab es Abteilungen, in den Abteilungen Batterien und in den Batterien Züge, und ich war Zugführer. Ich habe nicht einmal den Kommandeur unserer neunten Artilleriedivision, Generalmajor Ratow, zu Gesicht bekommen, obwohl die Stabsleute uns alle Ratower nannten. Im Lazarett konnte es passieren, daß man einen Infanteristen fragte: Wer ist bei euch Kompaniechef? Und bekam die Antwort: Ich weiß nicht. Nachts bin ich dazugekommen, im Morgengrauen wurde angegriffen. Irgendwer trillerte auf der Pfeife ... Bei der Artillerie kannte man immerhin die Batteriechefs – hier fielen weniger, man war länger dabei. Aber warum soll ich Trofimytsch das erklären, wenn er selbst es vergessen hat, außerdem ist er schwerhörig, man muß schreien. Und so nicke ich in den Spiegel: Ja.

„Der Generaloberst!" flüstert Trofimytsch. „Ohohoho! Ein höchst gebildeter Mann! Was?"

Ich nicke: daß er höchst gebildet war und daß ich höre, Trofimytschs Augen leuchten im einstigen Glanz, eigentlich nicht so sehr die Augen, mehr die Brille, und sein Gesicht wird kriegerisch wild.

„Ich weiß es noch wie heute ..."

Jede seiner Erzählungen beginnt mit diesem unvermeidlichen „Ich weiß es noch wie heute ..." Zum Klicken der Schere über meinem Kopf höre ich von einem mir unbekannten Leben. Und auf jeden Fall wird er erzählen, wie er manchmal den Marschall rasierte, während die zum Rapport befohlenen Generale schon draußen warteten. Und kaum tritt Trofimytsch mit seinen Rasiergerätschaften heraus, stürzen sich alle auf ihn: Trofimytsch, was ist los? Wie sieht es aus? In welcher Stimmung ist er? Und Trofimytsch macht ihnen allen Hoffnung.

Gern erzählt er auch, wie ein neuer General zum Stab kam und, da er sich nicht auskannte, Trofimytsch den Befehl erteilte, ihn jeden Morgen zu rasieren.

„Ich bediene den Marschall, aber was soll ich sagen?" Trofimytsch setzt ein ratloses Gesicht auf und reibt sein Ohr mit der Schulter. „Ich bin nur Soldat, eine untergeordnete Person, der letzte Befehl ist für mich Gesetz."

Und plötzlich wächst hinter dem Sessel ein anderer Trofimytsch empor. Mit der elektrischen Haarschneidemaschine in der Hand nimmt er Haltung an, als sei „Stillgestanden!" befohlen.

„Jawohl, Genosse General!" Sein Bauch stößt gegen die Sessellehne. „Wie befehlen Sie zu melden, wenn mich der Genosse Marschall zu sich ruft? Daß ich bei Ihnen beschäftigt bin?" Eine Weile steht er so da, läuft rot an, und seine Brille schleudert gleichsam einen versengenden Laserstrahl heraus.

In jener fernen Zeit war er ein bißchen über vierzig, er holt gern ein Foto von damals aus der Brieftasche. „Wie alt schätzen Sie mich?" Ich wurstele die Hand unter dem Laken hervor, sehe lange auf das Bild. „Ich hab eigentlich ein gutes Auge, wenn ich mich verschätze, dann nicht viel ... Sechsundzwanzig?" – „Einundvierzig!" triumphiert Trofimytsch. Das wiederholt sich jedesmal, er ist offenbar vergeßlich geworden.

So komme ich auch an diesem Tag zum Haareschneiden. Es ist ein lausiger Winter, Ende Januar wie in den ersten Märztagen: dünner Schnee unter den Füßen, feuchter Nebel in der Luft und den ganzen Tag Dämmerung, daß das elektrische Licht im Frisiersalon blendet. Allein in seiner Taubheit – mehr als andere Laute hört er jetzt das Rauschen in den mit grauen Haaren zugewachsenen Ohren –, sitzt Trofimytsch im schneeweißen Kittel, das kahle Genick der Tür zugewandt, und auf dem Zeitungstischchen warten auf weißer Decke Nummern von „Krokodil" und „Ogonjok", in mustergültiger Ordnung hingelegt, auf Besucher. Er hört mich nicht, bemerkt mein Spiegelbild im schwarzen Glas des Fensters vor sich und wendet sich zu mir um. Er ist so trübe wie das Wetter gestimmt, seufzt und sieht aus dem Fenster, während er das Messer in der elektrischen Maschine auswechselt.

„Heute ist der neunundzwanzigste Januar", sagt Trofimytsch und hebt bedeutungsvoll die Brauen. Sein Kopf ist kahl, von den Augenbrauen bis zu den Halswirbeln kahl. Nur über den Ohren hängt noch was Silbriges, von den dunklen Brillenbügeln angepreßt. Doch das hindert ihn keineswegs daran, den Kunden treuherzig wunderbare Haarwuchsmittel zu empfehlen.

„Ich sitze gerade da und denke: der neunundzwanzigste Januar! Erinnern Sie sich, es war genau so ein Wetter. Oje, was da los war! Waren Sie damals dort?"

„Ja."

„Was?"

Ich warte, bis das Summen der Maschine an meiner Schläfe aufhört, und nicke: Ja!

„Es soll fürchterlich gewesen sein, wird erzählt! Er hatte auf einmal so viele Panzer!"

Panzer hatte *er* wirklich viele, mehr als fünfhundert, damit rammte er unsere 3. Ukrainische Front, trennte sie bis zur Donau in zwei Teile. Damals wußten wir das nicht, aber man fühlte: sie kesseln uns ein.

Allein die Ortsnamen aus jenen Jahren besitzen eine seltsame Kraft: Veszprém, Dunapentele, Dunaföldvár, Velencei-See, Balaton ... Alles wird plötzlich lebendig, sogar die Empfindungen jener Zeit. Mór, Margit ... Ich sehe die Toten und die Leiche jenes Deutschen auf dem freien Feld in der Nähe unserer Beobachtungsstelle. Sie lag gefroren im Schnee, nur das Becken war rot – wohl von einem Splitter aufgerissen. Als ich das erstemal unter Kugeln da vorbeirannte, dachte ich: Hier, neben ihm, wird es mich erwischen. Und der Gedanke war so stark, ich konnte nichts dagegen tun: sooft ich da vorbeilief, jedesmal wartete ich darauf, gleich den Schlag zu spüren. Und beinahe wäre es auch passiert.

Vor Aufregung lispelnd, erzählt Trofimytsch, wie man am neunundzwanzigsten Januar eilig den Leiter Finanzen und ihn – „Ich weiß es noch wie heute!" – in ein Auto setzte und auf die andere Seite der Donau schickte. Mir leuchtete nicht ein, welchen besonderen Wert er für die Aufklärung haben konnte, aber natürlich, wäre er mit seinen Pinseln und Rasiermessern in Gefangenschaft geraten, es hätte schreckliche Aufregung gegeben: Er hat den Befehlshaber persönlich rasiert, kennt alle von Angesicht!

Er erzählt, und ich erinnere mich an eigenes, daran, was bei uns los war, an diesem Ende des Fernrohres, wo in geschichtlichen Größenordnungen alles so verkleinert ist. Es war den Deutschen damals gelungen, unsere Führung zu täuschen. Sie hatten ihr IV. Panzerkorps bei Bicske herausgelöst und in Eisenbahnwaggons verladen. Den Soldaten wurde gesagt, daß man sie an die Mittelfront bringe, dort griff seit sechs Tagen unsere Belorussische Front an, die Weichsel-Oder-Operation war im Gange. Aber man brachte sie an unseren Abschnitt, in den Raum Veszprém, und das wußten weder die Aufklärung noch das Kommando unserer Front.

Sie fuhren, wurden ausgeladen, bezogen die Bereitstellungsräume – auf dem Schachbrett des Krieges, wo die Gesamtpartie schon verloren war, kam es zu einer Verschiebung der schweren Figuren. Bei uns an der Front aber war es ruhig wie selten, und es trafen immerzu gute Nachrichten ein: daß eine Brigade, die von den Deutschen weiter nördlich eingeschlossen worden war, ausgebrochen sei und die Geschütze gerettet habe; daß ein Informationsoffizier, wohl gar aus dem Divisionsstab, ins Regiment gekommen sei und nachdrücklich erklärt habe: Den Deutschen ist sämtlicher Treibstoff ausgegangen, sie können nicht mehr angreifen. Die Telefonisten gaben das augenblicklich weiter, es kam auch bei uns an, in der vorgeschobenen Beobachtungsstelle, die in den gefrorenen Lehm gehackt worden war und wo abgestorbene Maisstengel aufragten – die Tarnung unseres Scherenfernrohrs.

Einen Tag oder zwei vor der deutschen Offensive rief mich der stellvertretende Regimentskommandeur Oberstleutnant Petezki persönlich an den Apparat. Von ihm hieß es, er sei bis zum Krieg irgendwo Militärattaché oder etwas Ähnliches gewesen; an die Front und zu uns ins Regiment kam er Ende vierundvierzig und wurde gleich durch den Satz bekannt: „Vorgesetzten erklärt man nichts, sondern meldet die Ausführung."

Petezki fragte, ob bei mir in der B-Stelle eine Panzerbüchse vorhanden sei. Auch das wußte man von ihm: Überall, wo er auftauchte, fragte er als erstes, ob eine Panzerbüchse vorhanden sei, und befahl, unverzüglich eine heranzuschaffen und aus der Büchse auf Panzer zu feuern, wenn sie kommen würden. Man antwortete ihm: „Jawohl!" Mir wurde ebenfalls befohlen, in die Feuerstellungen zwei Mann mit einer Panzerbüchse zu schikken, die die Panzer fahruntüchtig schießen sollten. „Jawohl!" sagte ich. Nicht nur in der Batterie, sondern in unserer ganzen Abteilung gab es keine einzige Panzerbüchse, obwohl es sie natürlich geben sollte. Da aber sowohl der Abteilungskommandeur als auch der Batteriechef, in deren Gegenwart Petezki das befahl, keinen Einwand hatten, sagte ich gehorsam „Jawohl!", denn Vorgesetzten erklärt man nichts, sondern meldet die Ausführung.

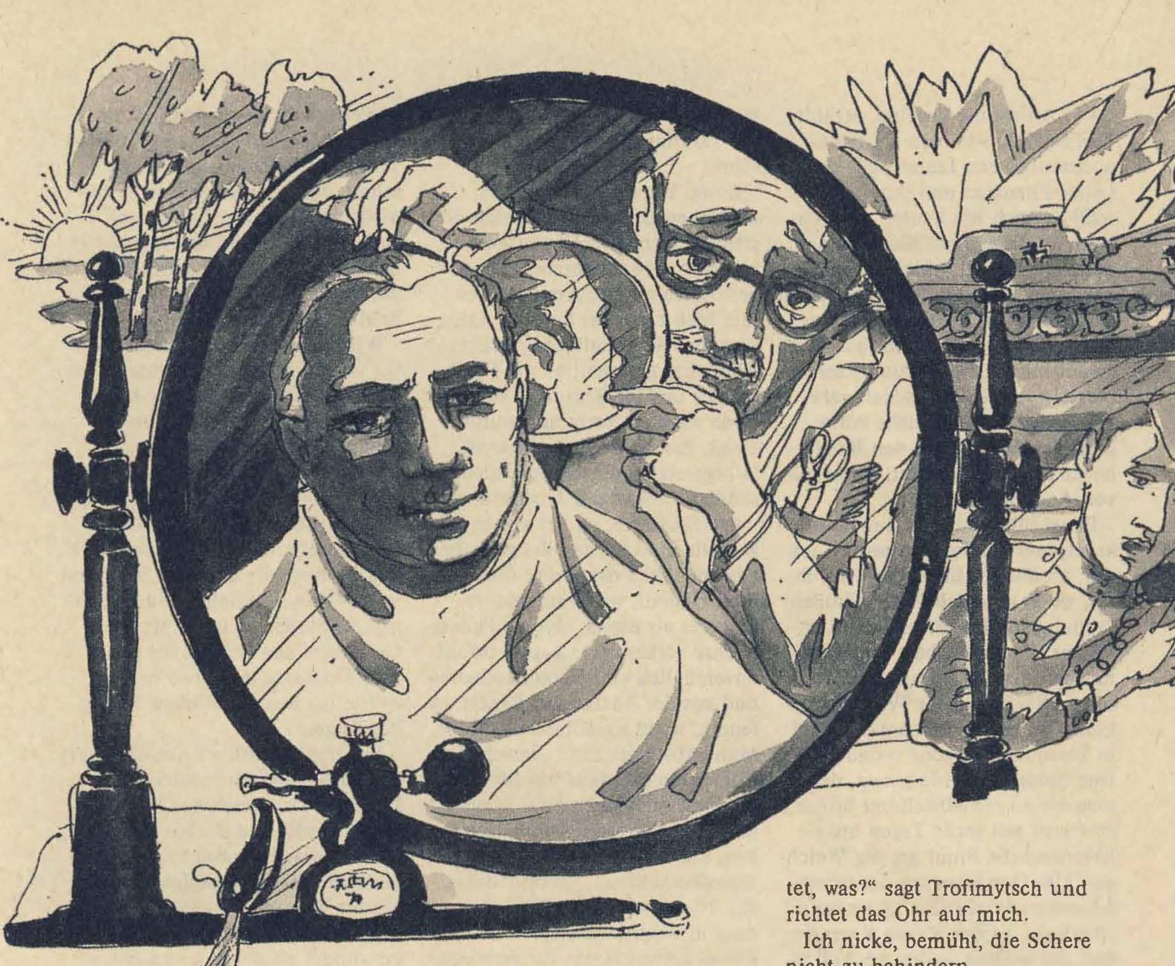
In der Nacht vor der deutschen Offensive hatten wir in unserem Bunker mächtig eingeheizt; wenn man den ganzen Tag in Nässe und Kälte zubringt, hungert der Körper nach Wärme. Sogar die Stiefel hatten wir in jener Nacht ausgezogen, wir waren wirklich seelenruhig. Als es über uns krachte, sprangen wir auf und begriffen im ersten Moment überhaupt nichts. Irgendein fremder Artillerieoffizier mit zwei Soldaten drängte sich in unseren Deckungsgraben, sah gehetzt um sich. So was passiert während einer Artillerievorbereitung – die Leute drängen sich zusammen, und ein fremder Graben kommt ihnen sicherer vor als der eigene. In der grauen Morgendämmerung führten wir das Sperrfeuer und wußten schon, daß wir unsere Infanterie nicht mehr vor uns hatten: seit dem letzten deutschen Angriff hatten sie Angst vor Panzern. Auch der Artillerieoffizier mit seinen Soldaten war verschwunden.

Wir blieben so lange sitzen, daß wir wohl nicht mehr herausgekommen wären – vorn auf der Kuppe tauchte ein Panzer auf. Aber da fing von irgendwo rechts unser 76-mm-Geschütz zu feuern an, wir warfen unsere Fernsprechapparate und die Kabelrollen nach oben, und einzeln, einer nach dem anderen, rannten wir über den Weg und jene offene, von den Winden glattgefegte Stelle, wo unter einem Grabhügel aus Schnee der gefrorene Deutsche lag. Eben hier spürte ich den plötzlichen Schlag der Kugel.

Erstaunlich, wie präzise das Denken in solchen Momenten arbeitet. Ich rannte hinkend, das Bein war wie gelähmt, und dachte alles gleichzeitig: Hauptsache, der Knochen ist nicht durchschossen, ich bin am Bein verwundet, es ist schlecht, beim Rückzug am Bein verwundet zu werden, nun hat es mich doch ausgerechnet hier erwischt. Und ich wartete darauf, daß es mir heiß in den Stiefel floß.

Im Mais, während die Telefonisten die Kabeltrommeln vom Rükken warfen und mit schweißnassen Gesichtern den Fernsprechapparat anschlossen, betastete und besah ich mir das Bein. Die Hose war durchschossen, der Finger ging in ein Loch hinein und zum anderen heraus, aber es war keine Wunde da – die Kugel hatte mich nur ganz knapp gestreift, die Haut versengt. Ich trennte mich schnell von meinem Traum, ins Lazarett zu kommen und dort einen Monat oder wenigstens einen halben herumzuliegen.

Leute aus verschiedenen Einheiten hatten sich hier zusammengefunden, alle rauchten gierig. Wären wir aus dem Hinterland gekommen, hätten wir bestimmt empfunden: Hier ist sie, die vorderste Linie, weiter geht es nicht. Aber wir hatten uns von den Deutschen ge-



löst und fühlten uns wie im Hinterland. Der Himmel über uns war zwar ein Januarhimmel, doch schon ganz klar und frühlingshaft – die Winter sind kurz in Ungarn. Taubenschwärme kreisten da oben, sie setzten sich nicht – auf der Erde wurde geschossen.

So rauchten wir und freuten uns des Lebens – mein Telefonist rief immer noch die Feuerstellungen, bekam aber keine Verbindung –, da fuhr plötzlich ein Infanteriefeldwebel, wie von der Tarantel gestochen, hoch, sprang auf, die Maschinenpistole in den Händen, und ein Feuerstoß krachte über uns hinweg. Einige sprangen ebenfalls sofort auf, andere warfen sich lang auf den Boden. Der Feldwebel, noch ganz in Rage, stand hoch aufgerichtet da, schön, ein bißchen schlitzäugig (ein Usbeke, erfuhr ich später), und sechzig Meter von uns entfernt im Mais lag ein Deutscher: ihn hatte es zu Boden gestreckt, seine Maschinenpistole lag bei den ausgebreiteten Armen.

Er war herangerobbt, um uns zu beschießen, und um sicher zu treffen, war er noch näher gekrochen, wie auf der Jagd, er war bestimmt der Kühnste, der Verwegenste von allen gewesen. Wir saßen mit dem Rücken zu ihm, hätte der Feldwebel nicht aufgepaßt, wären wir hier liegengeblieben, und der Deutsche hätte sich unter seinen Leuten gerühmt und sich über den Erfolg gefreut, sie hätten ihn gelobt und ermuntert. Jetzt freuten wir uns und lobten den Feldwebel. Aber so denke ich jetzt, wo so viele Jahre vergangen sind: Er war auch jung, wie wir.

„Wir haben sie, glaube ich, dort wohl alle eingekesselt und vernichtet, was?" sagt Trofimytsch und richtet das Ohr auf mich.

Ich nicke, bemüht, die Schere nicht zu behindern.

„Das war gut!"

Wenn die Friseurschere über dem Ohr klickt, werde ich immer irgendwie müde, und ein Gähnen krampft um meine Backenknochen.

Damals, in der Nacht des deutschen Angriffs, stand der bleiche Major Korobow, der Gehilfe für die rückwärtigen Dienste, die ganze Versorgung mit Verpflegung und Futtermitteln sowie den Fuhrpark, vor unserem Regimentskommandeur Oberst Komardin, und Komardin schlug vor ihm mit der Faust auf den Tisch, daß die aus einer Granathülse gebastelte Funzel einen Satz machte, der Adjutant griff sie im Flug und stellte sie wieder hin. Ich weiß bis heute nicht, wieso gerade Korobow befohlen wurde, zu den Deutschen zu gehen und die im Stich gelassenen Geschütze zu holen. Wir hatten unsere Geschütze nicht im Stich gelassen, wir saßen in einer Ecke, der Batteriechef und wir bei-

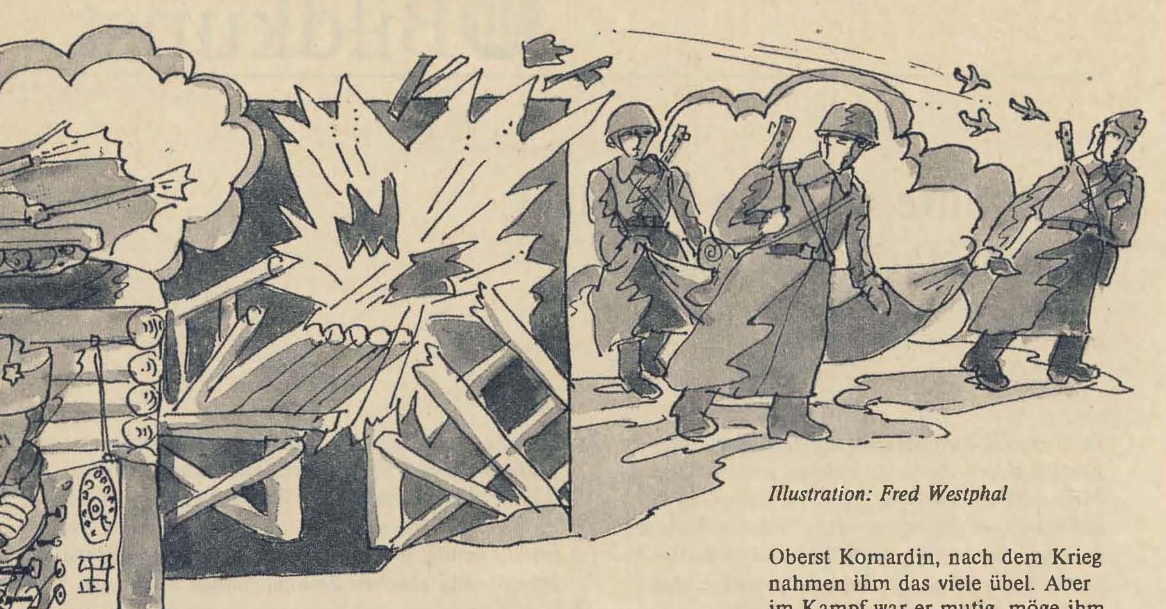


Illustration: Fred Westphal

den Zugführer, und aßen Brot und ungarischen Speck, den wir auf der Bank in Scheiben schnitten; unsere Fingernägel und Hände waren schwarz. Als unsere Batterie sich auf Befehl zurückzog, standen an der Brücke die Pioniere vom Sprengkommando und fragten: „Seid ihr die letzten? Kommt nach euch keiner mehr?“ Sie hatten Befehl, die Brücke zu sprengen, wenn alle drüber waren, und sie fragten voller Hoffnung, denn sie wollten nicht warten, bis die Deutschen kamen.

Plötzlich begann Major Korobow das Koppel mit dem Schultergurt abzuschnallen, dumpf polterte die Pistolentasche auf die Tischplatte, er legte alle Munition vor dem Regimentskommandeur hin und stand ohne Koppel da, die Hände an der Hosennaht, als begebe er sich freiwillig in Arrest oder verurteile sich zum Tode; die Uniformbluse, vom Koppel befreit, hing lose herunter.

Einige Jahre später traf ich ihn in Moskau: frühlingshaft mit einem feinen hellen Anzug bekleidet, stand er auf dem Boulevard neben dem Denkmal für die Helden von Plevna und sprach zu einer jungen Frau, sie lächelte und vergrub das Gesicht in einen Blumenstrauß.

Auch den Regimentskommandeur traf ich nach dem Krieg in Moskau, in der Pjatnizkaja Straße. In einem Mantel von militärischem Schnitt, mit Karakul besetzt, eine graue, von der Sonne vergilbte Obristenpapacha* auf dem Kopf, auf den wattierten Schultern die Schlaufen für die Schulterstücke, überquerte er die Straßenbahngleise. In der Anhänglichkeit alter Militärs an ihre frühere Uniform, sogar an etwas Ähnliches wie eine Uniform, liegt ein so offensichtlicher Wunsch, sich unter den zivilen Menschen und Gesichtern zu bestätigen, eine solche Unsicherheit gegenüber dem zivilen Leben, in dem sie nicht zu den Geschicktesten gehören, sie verstehen manches nicht, und es ist auch schon zu spät, es zu verstehen ... In seinem Mantel, in der aufragenden Papacha, mit dem roten, eingefallenen Gesicht eines Trinkers überquerte er die Straße. Auf der anderen Seite befanden sich eine Sparkasse und eine Bank, wo neben Invalidenrente auch für Orden gezahlt wurde. Dafür zahlten sie nicht lange, noch in den vierziger Jahren wurde das abgeschafft.

Ich kam gerade von dort, blieb noch einen Augenblick stehen und sah ihm hinterher. Er war ein herrischer, schwieriger Mann, der Oberst Komardin, nach dem Krieg nahmen ihm das viele übel. Aber im Kampf war er mutig, möge ihm ein Teil seiner Sünden dafür vergeben werden. Heute ist er wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden, er war schon damals nicht der Jüngste, nach unseren damaligen Maßstäben jedenfalls. Ich erinnere mich an seine Hände: Seine riesigen, blaugefrorenen Finger waren immer etwas gespreizt, er war nicht besonders gewandt mit ihnen, aber sie konnten eine kräftige Faust bilden. Damals, bei der ungarischen Stadt Székesfehérvár, rannte er durch den Schnee zur fünften Batterie, die von Panzern angegriffen wurde, fiel hin, stand auf, lief ungedeckt und drohte schon von fern mit der Faust, schrie wütend etwas, man konnte sich denken, was. Konnte ich ahnen, daß ich ihn so, ohne Schulterstücke, in einem frühen Winter in Moskau in der Pjatnizkaja treffen würde? Das war eine so ferne Zukunft, die man sich damals nicht einmal vorstellen konnte. Und jetzt ist das alles noch fernere Vergangenheit. In jener fernen Vergangenheit nahmen wir Székesfehérvár ein, gaben es wieder auf und nahmen es erneut ein, und einmal beneidete ich sogar die Gefallenen. Der Wind trieb den trockenen Schnee dahin und peitschte ihn uns ins Gesicht, wir tapsten gebeugt und bis zur Gefühllosigkeit erschöpft voran. Die

Fortsetzung auf Seite 77

* *hohe, mit Pelz besetzte Mütze*

Willi Sitte, Familie am Meer, Öl auf Hartfaser, 1968

In überschäumender Lebensfreude läuft eine Familie durch das hoch aufspritzende Wasser am Meer entlang. Da wird zunächst Bewegung sichtbar, eine Bewegung, die in keinen Rahmen gezwängt ist und die kein Bildrand aufhalten kann. Es ist ein Augenblick festgehalten, der eigentlich schon den nächsten miterfaßt und vorwegnimmt. Dynamik des Lebens wird sichtbar.
Die figürliche Kontur ist malerisch aufgelöst. Das Feste und Bestimmte der Körpermodellierung, wie sie von Willi Sitte in früheren Bildern mit Meisterschaft gepflegt wurde, ist zurückgedrängt, in gewisser Hinsicht fast aufgelöst. Form und Gestalt entstehen aus dem Wechsel von Hell-Dunkel-Partien, die aus dem Bildgrund herauswachsen und ineinander übergehen. Eine aufgelockerte Malstruktur und Beweglichkeit des Lichts kennzeichnen die Gestalten und ihre Umgebung. Die Malweise wird geradezu dramatischer Ausdrucks- und Wirkungsfaktor; Kleckse, Farbspritzer, herablaufende Farbspuren, Zufälle und Unfälle temperamentvollen Arbeitens werden bewußt in die Gestaltung einbezogen und lassen eine ungeheure Sinnlichkeit entstehen. Die nackten Körper sind charakterisiert durch eine geradezu stürmische Verlebendigung, ihre Kraft wird betont, das durchblutete Körpervolumen, die raumfüllende Bewegung, der Eindruck des Überschäumens sind bildhaft ausgedrückte Daseinsfreude. Der Maler zeigt nicht nur pure Nacktheit, er stattet die Akte mit Energien aus, führt Menschen vor, die ihre Kraft aus der Lebensfülle schöpfen, die Freude an körperlicher Bewegung und hervorbrechender Sinnenlust haben, aus denen Glück erwächst. Die Gestalten sind jedoch auch von spannungsgeladenem und herausforderndem Selbstbewußtsein. In der Darstellung dramatischer körperlicher Aktionen werden Unternehmungsgeist und Wagemut, Unrast und Entdeckerfreude, Mut zum Risiko und Aufbruch in Unbekanntes versinnbildlicht, also Gesellschaftliches.
Sitte malt keine Modelle im Atelier, keine naturalistischen Akte, er malt arbeitende, plastische, kräftige Körper, die in ihrer Bedeutung weit über den direkten thematischen Bezug hinausgehen. Er wurde sich Ende der 60er Jahre, in denen das Bild gemalt wurde, voll des Charakters unserer Epoche bewußt. Zur gleichen Zeit entstanden Bilder von Karbidarbeitern, Studien sowie Gemälde zum Vietnamkrieg. In großen thematischen Kompositionen für damals geplante Bauwerke in Halle und Rostock setzte er sich intensiv mit dem Charakter der Epoche auseinander. Er entdeckte und gestaltete die Größe und Schönheit unserer Zeit in ihrer Widersprüchlichkeit, er setzte sich mit den Kämpfen, den Niederlagen und Siegen der Arbeiterklasse auf der Erde auseinander. In dieser Situation entdeckt er für sich den fliegenden Menschen als ein Zeichen des dynamischen Menschenbildes unserer Zeit. Die völlig gelöst und ausgelassen am Strand dahinstürmende Familie mit der überschwenglich lachenden Frau ist somit Abbild und Sinnbild in einem. Diese Familie lebt nicht in einem kleinen, illusionären, harmonischen Weltgefüge, in einem Land der Sehnsucht. Sie öffnet sich mit ihrem ganzen Sein, mit einer vorher nicht gekannten, vitalen Expressivität. Persönliches Daseinsgefühl und Glücksstreben des einzelnen werden als etwas gesellschaftlich Typisches, als sich entwickelnde Lebensform erfaßt. Eine menschliche Vertiefung und Erweiterung erhält dieses dynamische Daseinsgefühl hier durch das Motiv des Kindes. Freude am Leben und Familienglück werden zur gesellschaftlichen Triebkraft.
Dieses unkonventionelle Familienbild wurde zum Kraftfeld einer impulsiven, großartigen Menschlichkeit, in das die stürmische gesellschaftliche Entwicklung einfließt und aus dem Dynamik in die Gesellschaft zurückwirkt. Dieser Grundzug ist Bildern von Willi Sitte seit dieser Zeit immer eigen und prägt sich stärker aus.

Text: Dr. Sabine Längert
Reproduktion: Heinz Korff



Christiane, Jörg und Jan
Fortsetzung von Seite 19

endlich zusammen sein, es ging nur so, also ging es so. Ich wußte doch, daß das nicht für ewig sein konnte in dem Dorf. Ich sehe es als eine Zeit der Bewährung. Ich finde es gar nicht gut, wenn man immer nur den bequemsten Weg sucht. Klar, die Zeit war wirklich nicht grade Honig. Ich kam mir oft so nutzlos vor. Ich muß aber gebraucht werden, will was leisten, das ist doch normal. Weil ich damals keine eigenen Erfolge haben konnte, habe ich mich an Jörgs Erfolgen gefreut. Ich bin förmlich unter seine Haut geschlüpft. Natürlich muß der Mann einen auch teilhaben lassen, auch an seinen Sorgen, am Ärger. Das ist bei uns der Pferdefuß – Jörg redet nicht gern über sich.

Ich hatte dort nur Jörg. Klar, da waren viele, die mir geholfen haben. Frauen in der gleichen Lage, Genossen von Jörg. Die haben mir die Kohlen reingeschaufelt, wenn Jörg nicht da war, die haben uns später beim Umzug geholfen. Aber seine Vorgesetzten haben eigentlich wenig getan, daß das Hinterland der Männer gut bestellt ist. Von den Offizieren wird so viel verlangt. Es müßte meiner Meinung nach auch ein bißchen mehr für die Frauen getan werden, daß sie nicht nur sich selbst überlassen sind, daß sie, soweit das geht, einbezogen werden, dazugehören. Wir Frauen müssen doch auch stark sein und können den Männern nicht noch die Ohren volljammern, wenn sie kaputt vom Dienst kommen. Ich hätte mir gewünscht, daß uns ein bißchen mehr Mut und auch mal eine kleine Freude gemacht worden wäre. Na ja. Es war alles in allem eine Erfahrung, eine wichtige. Aber ein Opfer? Es war eine Möglichkeit zu zeigen, daß ich Jörg liebe und fest zu ihm stehe. Und jetzt ist doch alles gut. Jörg wurde nach Suhl versetzt. Dort brauchte man ihn, und für uns war es die Lösung. Jörg hat wieder eine Aufgabe, die ihn ausfüllt und glücklich macht. Er hängt an seinen Offiziersschülern, an jedem. Wir haben die schöne Neubauwohnung bekommen. Ich habe meine Schule, meine Klassen, bin Lehrerin. Der Krippenplatz für Jan war auch keine Hürde – alles in Butter. Und wie!"

***

Wie ist es, Genosse Hauptmann, sagst du mir unter vier Augen, was du Christiane nicht sagen willst? Sie beklagt sich nämlich, daß du nicht mit der Sprache rausrückst, wenn sie wissen will, was dir an ihr gefällt und was nicht.

Noch eine Zigarette, nochmal ausnahmsweise. „Ich gebrauche das Wort Liebe wirklich nicht oft. Bei uns zu Hause wurde über sowas nie gesprochen. Ich hab das einfach nicht gelernt. Was mir an Christiane gefällt, das ist, daß sie ganz und gar Frau ist. Daß sie eigentlich immer bemüht ist, mich zu verstehen. Daß sie alles wissen will von mir. Daß ich ihr so viel bin. Ich habe große Achtung vor ihr. Sie ist ein Mensch, auf den man sich hundertprozentig verlassen kann. Das ist wichtig für jemanden, der die Uniform fürs ganze Leben angezogen hat. Unser militärischer Beruf kann zur Qual werden, wenn man die falsche Frau hat. Das sage ich auch meinen Offiziersschülern, wenn sie sich mir in Herzensdingen anvertrauen. Christiane und ich sind wie zwei Zahnräder, die ineinandergreifen. Wenn was zu entscheiden ist, denkt jeder: Wie ist es für den anderen am besten? Christiane ist durch die schwierige Anfangszeit unserer Ehe gewachsen. Sie wird auch schwerere Kraftproben bestehen, auf die man ja als Offizier immer vorbereitet sein muß. Ich kenne Genossen, die sind zwölfmal umgezogen! Wir haben uns versprochen, wir wollen miteinander zumindest immer die Geduld haben, die wir auch für fremde Menschen aufbringen. Wir wollen nicht bequem leben. Mit Christiane schaff ich alles. Das weiß ich. Stimmt, warum sage ich ihr das eigentlich nie?"

***

Was wünscht ihr euch, ihr beiden? Ist nicht schon alles eingetroffen, wenn auch auf Umwegen, was ihr euch erträumt habt?

Christiane: „Ich mißtraue den Leuten, die wie auf Kommando sagen: den Frieden. Natürlich gibt es auch für uns nichts auf der Welt, was wichtiger sein könnte. Aber Jörg und ich und Jan, wir kennen ja nur Frieden, satt zu essen, Wärme, Geborgenheit, Sicherheit hier bei uns. Für uns ist Frieden das normale Leben. Aber daß Jörg Offizier geworden ist, heißt ja nichts anderes, als daß er mithelfen will, daß Frieden bleibt. Wir führen das Wort nicht oft im Munde. Wir arbeiten dafür. Als Lehrer kann ich auch etwas dafür tun. Wir wünschen uns ein zweites Kind. Gesund soll es sein. Wir wollen uns Mühe geben, daß unsere Kinder richtige kleine Menschen werden und später so von ihren Eltern reden, wie wir von unseren."

Jörg: „Ich wünsche mir, daß die Menschen mehr miteinander reden, auch im Kollektiv, in dem man dient und arbeitet; da nehm ich mich gar nicht aus. Wir müssen mehr aufeinander zugehen, damit wir mehr voneinander wissen und uns mehr achten. Ich wünsche mir, daß keiner meiner Offiziersschüler jemals einen Tropfen Blut vergießen muß, kein eigenes und kein fremdes. Ich wünsche mir ein langes Leben mit Christiane."

P.S. Nennt man das nun heute noch so – eine Liebesgeschichte?

Zu Besuch bei Christiane, Jörg und Jan war Karin Matthées. Es fotografierte Helmut Spisla.



Bild: Günther Schlag









Am Platz des Diensthabenden Starts: Warten auf den Einstieg (links)

Jeder Sprung ist anders

So behaupten es die Fallschirmjäger. Oberstleutnant Horst Spickereit (Text) und Manfred Uhlenhut (Bild) waren dabei, als sie im Springen ausgebildet wurden.

Eine Sprunggruppe hinter der anderen, bepackt mit dem Hauptfallschirm auf dem Rücken und dem Rettungsfallschirm vor der Brust. Einzeln treten die Soldaten vor Oberfähnrich Juhl, den Ausbilder. Der läßt seinen Blick über die Ausrüstung gleiten, überprüft den Sitz des Helms, die Lage der Waffe, tastet die Gurte ab. Sind alle Schlösser verriegelt? Ist der Automat auf die befohlene Höhe und Zeit eingestellt, die Öffnungseinrichtung versiegelt? Das Aufzugskabel genau eingelegt? Keine Einzelheit entgeht dem Fallschirmwart bei dieser letzten Kontrolle vor dem Start. Sie ist unerläßlich, denn wie leicht kann ein Springer eine Kleinigkeit übersehen oder etwas verkehrt verbinden. Und so muß auch diesmal der Ausbilder bei dem einen Soldaten einen Gurt straffer ziehen, bei einem anderen das falsche Anlegen eines Teils der Ausrüstung bemängeln. Erst wenn alles tipptopp ist, darf der Überprüfte zum Platz des Diensthabenden Starts.

Unter denen, die da der Dinge harren, zwei Fallschirmjäger im 1. Dienstjahr, zwei Neue: die Soldaten Jens Gelewski und Ralf Fiedler, Zimmermann bei der ZBO Landbau Parchim der erste, Maschinenschlosser im VEB Steremat Berlin der andere. Bei der



GST erlernten sie das Einmaleins des Fallschirmspringens.

Jens kam auf 30, Ralf auf 39 Absprünge. „Eine gute Vorbereitungszeit. Sie hat uns viel gegeben für die Armee", urteilen die beiden. Und doch heißt es, sich beim militärischen Springen umzustellen.

Der Sportler bei der GST springt nur mit einer enganliegenden Kleidung ab, mit dem Zielsprung ist seine Aufgabe beendet. Für den Fallschirmjäger dagegen ist dieses Schweben zwischen Himmel und Erde ein Teil seines Weges ins Gefecht. Er hat demnach Waffe, Munition, Schutzausrüstung, Tornister mitzunehmen. Eine enorme Belastung für ihn, sind es doch – zusammen mit den Fallschirmen – an die 50 bis 70 kg, die er trägt. Die sperrige Ausrüstung erzeugt starke Luftwirbel, verlangt andere Körperbewegung und -haltung. Eine zu weit abstehende Schutzmaskentasche beispielsweise kann Drehungen des Springers verursachen.

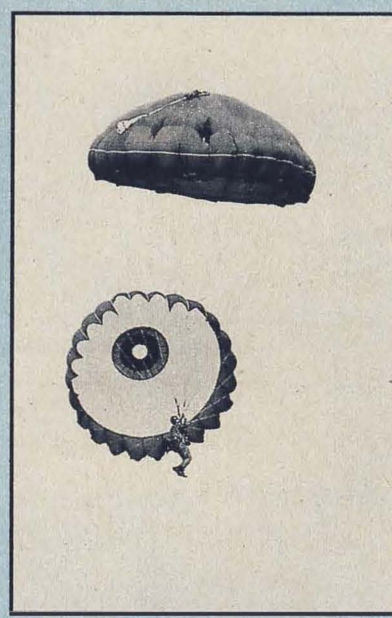
Gegenüber dem Sportspringen verlangen die militärischen Einsätze Absprünge bei Nacht, in Gewässer, mit angelegter Schutzausrüstung. Und der Kämpfer muß sich auf eine andere Schirmart einstellen. Rundkappen-Fallschirm RS 9/2A – so heißt der im Seifhennersdorfer Fallschirmwerk für die NVA entwickelte und gefertigte Sprungschirm. Universal einsetzbar, kann er für Sprünge mit Sofort- und automatischer Öffnung sowie mit stabilisiertem Fall genutzt werden. Mittels der Steuerbahnen in der Kappe und ihrer symmetrisch angeordneten Öffnung sowie der Steuerleinen lassen sich Flugmanöver ausführen, die ein zielgenaues, den Wetterbedingungen angepaßtes Landen erlauben.

Die Soldaten Gelewski und Fiedler hatten das Gerät am Vortage, bei ihrem ersten militärischen Sprung, dem Einweisungssprung, kennengelernt. „Ein herrlicher Schirm", schwärmt Jens. „Mit ihm kann man vieles anstellen. Der Eigenvortrieb ist gut, bis zu drei Meter in der Sekunde. Sogar rückwärts kann ich mich mit dem Schirm bewegen. Er wird auch mit dem Wind fertig. Eine Geschwindigkeit von 14 Metern in der Sekunde macht ihm nichts aus."

„Damesprung" nennen die Fallschirmjäger ironisch dieses erste Herabgleiten und verweisen darauf, daß es ja mit leichter Ausrüstung geschehe; nur Felddienstanzug, Helm, Hauptschirm und Rettungsgerät werden angelegt. Keine allzu große Anstrengung demnach. Auch Jens Gelewski und Ralf Fiedler kamen schnell damit zurecht. Beide freuen sich, nach monatelanger Pause endlich mal wieder springen zu dürfen und „wie ein Vogel zu fliegen". So Jens.



Soldat Ralf Fiedler



Absprung mit dem Hauptschirm und dem Brustschirm

Zuerst öffnet sich der kleine weiße Hilfsschirm, der den großen Hauptschirm hervorzieht (rechts oben)

Heute nun haben die Ausbilder „einen Zahn zugelegt". Wiederum wird aus 600 Metern gesprungen. Aber diesmal zusätzlich mit Kampfweste, eingepackter Schutzmaske, Maschinenpistole, Magazintasche! Argwöhnisch schaut Soldat Gelewski auf den hervorstehenden Lauf seiner Waffe. Wird der mich auch nicht behindern da oben in der Luft? Werde ich mit dem ganzen Packen am Körper auch klar kommen? Fiedler geht ähnliches durch den Kopf: Nur nicht in der Tür anecken beim Absprung! Hoffentlich beutelt mich der Wind nicht umher!

Kräftig drückt sich Fiedler aus dem Flugzeug ab, zählt drei Sekunden, zieht dann den Griff des Aufzugskabels, läßt den Hauptschirm hervorquellen, die Kappe aufblähen. Zweimal muß er sich allerdings um seine Achse drehen, bis alle Leinen geordnet sind und er den Schirm zu dirigieren vermag. Ein Blick nach oben: Kappe in Ordnung? Er orientiert sich an seinen Mitspringern, beobachtet aufmerksam das Gelände. Wo wirst du aufsetzen? Denkt schon an Baumlandung, als er auf einen Wald zutreibt. Jedoch – der Schirm läßt ihn nicht im Stich. Fiedler zieht geschickt die Steuerleinen, bremst ab,



kommt am vorgesehenen Ort herunter. Die anfänglichen Sorgen erweisen sich als unbegründet.

Auch Gelewskis Sprung verläuft einwandfrei. Erleichtert schnallt er seine Ausrüstung ab. „Ganz schön anstrengend mit dem schweren Gepäck, aber ich hab's geschafft!" sagt der 19jährige erfreut. „Man muß sich konzentrieren. Im Flugzeug und beim Sprung immer die Abläufe im Kopf haben. Dann flutscht's!"

Nach diesem Erlebnis beginnt für die Fallschirmjäger eine Aufgabe, die ebenfalls äußerste Sorgfalt verlangt: das Schirmpacken. Auf langen Zeltbahnen werden Kappe, Leinen und Verpackungssack ausgebreitet. Zwei Mann, der Packer und ein Helfer, arbeiten gemeinsam an einem Schirm. Ohne kameradschaftliche Unterstützung ist hier nichts drin. Bei dieser rund dreißigminütigen Arbeit muß sich einer auf den anderen verlassen können. Auch Gelewski und Fiedler ist dieser Grundsatz in Fleisch und Blut übergegangen. Gewissenhaft schlagen sie die einzelnen Stoffbahnen übereinander; sie ordnen die Fang- und die Steuerleinen, schlaufen sie sauber ein, legen alles in den Verpackungssack. Im-

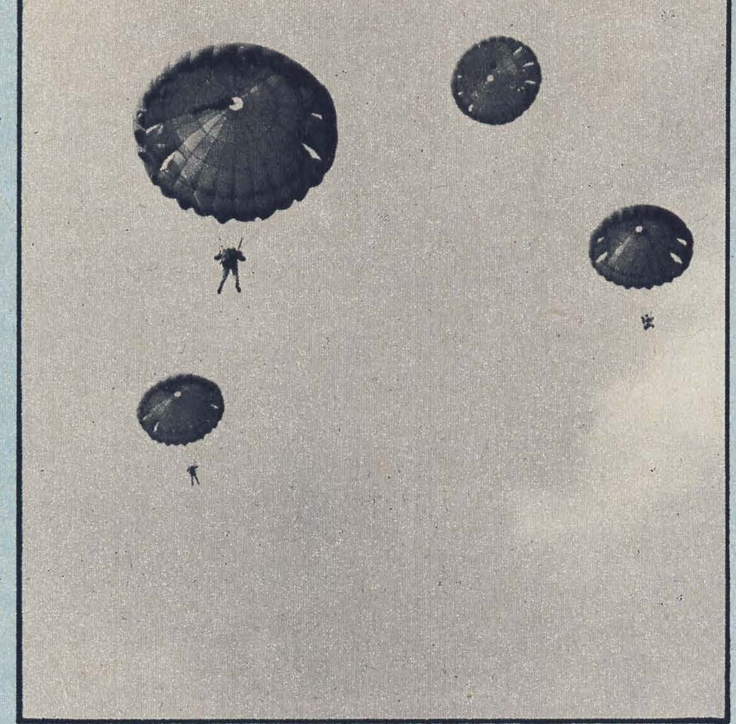


mer wieder hatten sie diesen Vorgang bei der Packausbildung der vergangenen Wochen in der Turnhalle der Kaserne geübt. „Bis zu 35mal", kann sich Fiedler erinnern und gesteht: „Manchmal wurde mir das alles richtig überdrüssig."

Aber auch er kam an den harten Forderungen der Ausbilder nicht vorbei.

„Jeder Sprung beginnt auf der Erde." So hörten es die jungen Soldaten von Oberfähnrich Juhl. „Was am Boden nicht klar ist, kann in der Luft nicht mehr wettgemacht werden. Jeder hat mit seiner tadellosen Packleistung zu garantieren, daß ein Risiko ausgeschaltet wird."

Gelewski und Fiedler haben diese Wahrheit begriffen, genauso wie sie inzwischen wissen, daß es mit der Grundausbildung





allein nicht getan ist. Auch nach den ersten Sprüngen werden sie ihre Fertigkeiten im Packen vervollkommnen müssen. Wie sagten doch die Vorgesetzten? „Unter allen Bedingungen muß das geübt werden. Auf engem Raum, im Wald, bei schlechter Sicht, bei extremen Temperaturen ..."

Der nächste Tag bringt für die

beiden Fallschirmjäger wiederum Neues in ihrer Sprungschulung. Diesmal ist neben dem Haupt- auch der Brustschirm zu öffnen. Ein ungewöhnlicher Sprung, denn der kleine Schirm wird eigentlich nur benutzt, wenn der große sich nicht öffnet oder defekt geworden ist, der Kämpfer demnach zu seiner Rettung zum zweiten Schirm greifen muß. Auch dies will beherrscht sein, denn für jede Situation in der Luft hat ein Fallschirmjäger gewappnet zu sein. „Beine ausstrecken und geschlossen halten!" wird den Springern nochmals eingeschärft. Der Brustschirm darf beim Öffnen nicht zwischen die Beine gelangen, den Kämpfer vielleicht in eine fatale Lage bringen. Soldat Fiedler beherzigt den Hinweis, öffnet zuerst den Hauptschirm, kontrolliert dessen Kappenzustand, greift dann nach dem Verpackungssack des Rettungsgerätes, zieht den Griff der Öffnungseinrichtung nach oben, steckt ihn in einen Haken. Seine Hände unterstützen das Hervorquellen der Fangleinen. Ein kurzer Ruck – der Brustschirm ist entfaltet. Er greift in die Steuerleinen des Hauptschirms. Jedoch – so leicht wie bei den vergangenen Einsätzen läßt sich der jetzt nicht drehen. Beide Schirmkappen stehen nämlich schräg zueinander, nehmen sich gegenseitig das Luftpolster weg. Nicht genug, daß das Steuern dadurch schwieriger geworden ist, der Springer sinkt auch schneller zur Erde. Fiedler spürt das an den Schmerzen in seinen Waden, als er härter als erwartet auf den Boden aufsetzt.

Nicht so glatt läuft es anfangs bei Gelewski. Eine Windböe wikkelt den Brustschirm um seine Beine. Kein ernsthaftes Problem, denn er hatte sie geschlossen, aber es dauert doch seine Sekunden, bis er sich aus dieser Lage herausdrehen und normal schweben kann. Auch er spürt die schwere Steuerbarkeit, befürchtet abzutreiben, kommt dann doch im Landungsgebiet an.





Soldat Jens Gelewski

Nach jedem Sprung muß der Fallschirm wieder gepackt werden

Dieser Tag hält noch eine Überraschung für die beiden jungen Soldaten bereit: Nachtspringen aus einer Mi-8. Zum erstenmal werden sie in einem Hubschrauber fliegen. Voll innerer Spannung sehen sie dem Ungewohnten entgegen. Eine Frage beschäftigt beide: Werden die Rotorblätter mit ihrem Wirbel uns beeinflussen? Jens glaubt gar, daß sich der Stabilisator – jener kleine weiße Schirm, der sofort nach dem Absprung aus dem Verpakkungssack gezogen wird – in ihnen verfangen könnte.

Doch die Wirklichkeit belehrt sie wiederum eines Besseren. Nichts von dem, was sie sich vorstellten, trifft ein. Wie ein Stein sausen sie die ersten Meter abwärts, der Windstoß, beim Flugzeug von vorn kommend, wirkt hier von oben ein. Dann schweben sie wie gewohnt der Erde entgegen. Etwas Mühe bereitet ihnen die Beobachtung des dunklen Geländes. Ein beleuchteter gelber Pfeil auf der Erde zeigt die Windrichtung an. Sie selbst haben aus Sicherheitsgründen eine eingeschaltete Taschenlampe bei sich, damit sie besser von der Erde aus beobachtet werden können.

Jens und Ralf erhalten für ihre Absprünge eine gute Note. Sie freuen sich über die hohe Einschätzung, sehen sie sich doch in ihrem Bewußtsein bestätigt, Spitzenergebnisse zu erringen. Vor allem eins haben sie erkannt: Jeder Sprung ist anders, verlangt neue Konzentration, neue Überlegungen.

„Ich habe viel gelernt", sagt Ralf. „Aber ich weiß, die Ausbildung wird anspruchsvoller, wird noch manche Überraschung bereithalten. Darauf habe ich mich eingestellt."

Jens pflichtet ihm bei: „Mit den wachsenden Aufgaben will ich mich selbst fordern. Bis zum Maximum. Ich kann ja nicht nur über den Frieden reden, sondern will auch etwas dafür tun! Wozu sonst bin ich drei Jahre zu dieser Truppe gegangen?"

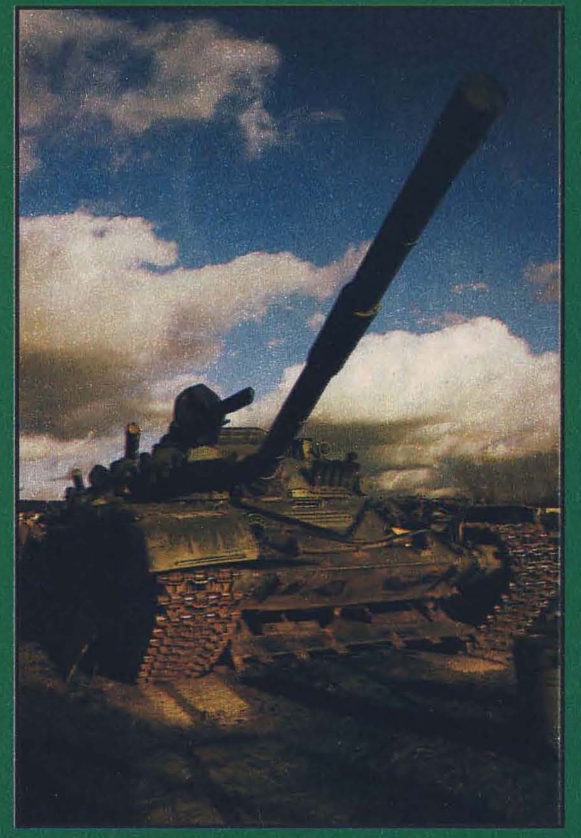
LB-Nr.: A 117/86

Parktage sind für die Panzersoldaten des Truppenteils „Julian Marchlewski" alles andere als geruhsame Spaziergänge. Die T-72 für die Fahr-, Schieß- oder taktischen Übungen zu präparieren, fordert ihnen ab, sowohl den „Bello" beim Kettenklopfen kräftig zu schwingen, als auch mit Grips an die Innereien der Dicken ranzugehen. Immer aber sind Parktage zugleich Ausbildungstage für die Panzersoldaten, an denen sie für künftige Bewährungsproben dazulernen. Auch an den Gefechtsfahrzeugen der Kompanie Umnick hat das Ausbildungsgelände überall seine Spuren hinterlassen, hat sich Erde in die Nocken und Mulden der Kettenglieder verbissen, hat Staub den 570-kW-Motor durch stark beanspruchte Luftfilter kurzatmig gemacht. Wenn die Arbeiten im Park abgeschlossen sind, muß unterm Strich für Technik wie Soldaten rauskommen:



Fit für'n Taktik-Acker

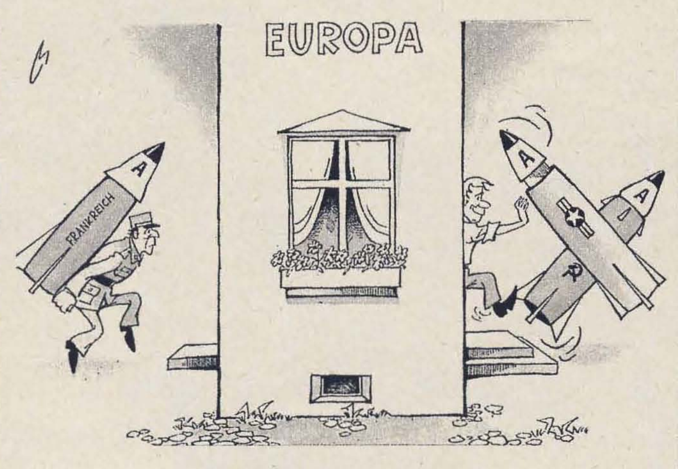
Text und Bild: Oberleutnant d. R. Jens Sell











Feigenblätter

„Die Feigenblätter, die die Position des offiziellen Paris zur Nullvariante bedeckt haben, sind gefallen", stellte unlängst die sowjetische Nachrichtenagentur TASS fest, und zwar nicht ohne Grund.

Die in Frankreichs Metropole öffentlich verkündete Losung „Weg mit SS-20 und Pershings!" hat nämlich noch eine andere, bisher notdürftig verdeckte Seite: das angesichts der sowjetischen Abrüstungsvorschläge vorhandene Bestreben, die französischen Kernwaffen – koste es, was es wolle – weiter auszubauen. In Vergessenheit scheint geraten zu sein, daß schon die sowjetische Zusage, die französischen Bestände in den amerikanisch-sowjetischen Verhandlungen nicht mit aufzulisten, ein großes Zugeständnis ist. Und dies nicht etwa, weil sie so „bedeutungslos" seien, wie von der Seine zu hören ist. Sind es doch französische Militärs selbst, die das Potential ihrer Kernwaffen zynischerweise an der Zahl sowjetischer Städte messen, die sie damit vernichten könnten. Und das sind nicht wenige. Worum also macht sich die konservative Regierung in Paris wirklich Sorgen? Weil ihr vielleicht der atomare Abrüstungsprozeß viel zu langsam vorankommt? Keineswegs.

An der Seine scheint anderes Furcht zu verbreiten; nämlich die Vorstellung, die „unabhängigen" französischen Kernwaffen ließen sich eines Tages aus dem moralischen Sog von Abrüstungsvereinbarungen nicht mehr heraushalten. Deshalb also jene Flucht nach vorn; mit einem „vorbeugenden" Ausbau der französischen Nuklearkräfte in den nächsten Jahren für umgerechnet 45 Milliarden Mark, mit neuen strategischen Raketen des Typs S-4, mit einer Vervierfachung der boden- und seegestützten nuklearen Gefechtsköpfe bis 1992. Deshalb auch die Ablösung der nur 120 Kilometer weit reichenden Pluton-Raketen durch solche des Typs Hades, mit denen die Territorien sozialistischer Staaten erreicht werden könnten.

„Paris erweitert seine Zone der europäischen Verantwortung", heißt es dazu lakonisch aus Washington. Eine merkwürdige „Verantwortung", in deren Namen Frankreich die westeuropäischen Regierungen dringlich vor den Folgen eines Abbaus aller Atomwaffen warnt. Würde doch damit, so Regierungschef Chirac bei einem Truppenbesuch, „der erste Schritt zur Entmilitarisierung Europas getan". Offensichtlich eine Horrorvision für einen westlichen Politiker, der die Bewohner des europäischen Hauses von der „friedenserhaltenden Rolle" atomarer Vernichtungswaffen überzeugen möchte. Doch die Abrüstungsinitiativen der UdSSR und der anderen sozialistischen Staaten liegen auf dem Verhandlungstisch als unverkennbare Zeugen wahrhaft politischer Verantwortung. Die französische Feigenblatt-Politik ist dazu keine Alternative.

Gregor Köhler

AR International

● **Einen neuen Raketenwerfer** hat die Bundeswehr in Dienst genommen. Die ersten vier Systeme des 4,5 Millionen D-Mark teuren Raketenwerfers „Mars, der 12 Raketen mit konventionellem Sprengkopf auf einmal verschießen kann, sind an die Artillerieschule des BRD-Heeres in Ida-Oberstein übergeben worden. Ab 1989 soll die Artillerie der Bundeswehr mit insgesamt 200 Systemen dieses Typs (Mittleres Artillerie-Raketen-System) ausgerüstet werden. Der Werfer hat eine Reichweite von 40 Kilometern.

● **Ihre Stützpunkte** für Mittelstreckenraketen des Typs Pershing II in der BRD bauen die USA ohne Rücksicht auf die Genfer Abrüstungsverhandlungen gegenwärtig weiter aus. Wie die „Stuttgarter Zeitung" berichtete, „gleicht das amerikanische Depot auf der Mutlanger Heide einer riesigen Baustelle". Nach Auskunft der Amerikaner würden hier 40 Millionen D-Mark investiert. Weitere 99 Millionen verbaue die Brigade, zu deren sechs Bataillonen auch die Raketenlager in Heilbronn und Neu-Ulm gehören, an Neckar und Donau. Nur etwa zehn Prozent dieser Baukosten würden von der NATO getragen.

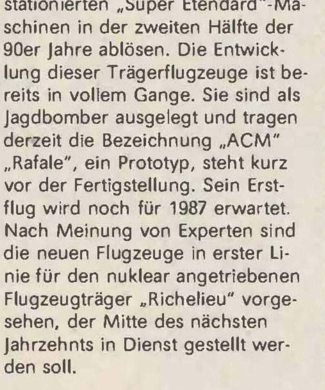
● **Auch bei einem Abkommen** zwischen der Sowjetunion und den USA über die Beseitigung von Mittelstreckenraketen verbleibe der NATO in Europa ein eindrucksvoller nuklearer Schutzschirm auf Flugzeugen, U-Booten und Überwasserschiffen, erklärte USA-Verteidigungsminister Weinberger. Die Mehrheit der nuklearen Systeme der NATO werde von einem Mittelstrecken-Abkommen unberührt bleiben. „Mit etwa 4 000 Kernwaffen, bestehend aus jenen, die auf nuklear bewaffneten Flugzeugen und U-Booten stationiert sind, sowie aus land- und seegestützten taktischen Kernwaffen, würde Europa kaum denuklearisiert sein", unterstrich der Pentagon-Chef.

● **Ihr Operationsgebiet** hat die NATO trotz gegenteiliger öffentli-

cher Erklärungen unter „höchster Geheimhaltung" ausgeweitet. Wie das BRD-Nachrichtenmagazin „Der Spiegel" berichtete, werden gegenwärtig mit Mitteln des Paktes auf der Atlantik-Insel Madeira hauptsächlich von USA-Streitkräften mitgenutzte portugiesische Stützpunkte für Einsätze südlich des Wendekreises des Krebses ausgebaut. Dieser Wendekreis galt bisher als Südgrenze des Gebietes, das von der NATO „geschützt" werden soll.

• **Neue Kernwaffen,** die mit relativ geringer Ladung gegen spezielle Ziele eingesetzt werden können, entwickeln die USA. Als Beispiel nennt das USA-Nachrichtenmagazin „Time" die Kernwaffen vom Typ „Hazebrook", die über eine Sprengkraft von 40 Tonnen TNT verfügen würden. Bei ihrer Explosion im Weltall setze die „Hazebrook" einen Strahl kleiner Kugeln frei, die mit der hundertfachen Geschwindigkeit herkömmlicher Gewehrgeschosse gegnerische Raketen treffen könnten, bevor diese ihre Nuklearsprengköpfe abfeuern. Kernwaffen dieses Typs seien im Februar erstmals getestet worden. Außerdem arbeiteten die USA an der Entwicklung solcher Kernwaffen, bei denen die Explosion in eine ganz bestimmte Richtung gelenkt werden könne.

• **Eine neue Generation** soll die auf französischen Flugzeugträgern



stationierten „Super Etendard"-Maschinen in der zweiten Hälfte der 90er Jahre ablösen. Die Entwicklung dieser Trägerflugzeuge ist bereits in vollem Gange. Sie sind als Jagdbomber ausgelegt und tragen derzeit die Bezeichnung „ACM" „Rafale", ein Prototyp, steht kurz vor der Fertigstellung. Sein Erstflug wird noch für 1987 erwartet. Nach Meinung von Experten sind die neuen Flugzeuge in erster Linie für den nuklear angetriebenen Flugzeugträger „Richelieu" vorgesehen, der Mitte des nächsten Jahrzehnts in Dienst gestellt werden soll.

• **Anfang des nächsten Jahrhunderts** will Japan in die bemannte Raumfahrt einsteigen, um von den Amerikanern unabhängig zu werden. Wie die Wirtschaftszeitung „Nihon Keizai Shimbun" berichtete, hat die Weltraum-Entwicklungskommission der Regierung beschlossen, die Konstruktion einer Raumfähre und einer Weltraum-Fernmelderelaisstation sowie eines Systems von Wetterbeobachtungssatelliten in Auftrag zu geben. Im Verlauf von 15 Jahren würden dafür umgerechnet 43 Milliarden Dollar aufgewendet werden. Mit diesem eigenen Raumfahrtprogramm sind neue Industrien ins Auge gefaßt, die unter Weltraumbedingungen neuartige Materialien und Medikamente herstellen sowie neue Kommunikationssysteme entwickeln sollen.



Im Januar 1987 den Schaulustigen auf dem Flugplatz Ellsworth (USA) vorgestellt: der strategische Bomber B-1B. Ein Erstschlags-Waffensystem, das die sowjetische Luftverteidigung „durchdringen" soll



In einem Satz

Hohe Beamte des Pentagon haben sich dagegen ausgesprochen, im Falle eines sowjetisch-amerikanischen Abkommens über die Beseitigung der Mittelstreckenraketen in Europa B-52-Bomber zu stationieren, weil diese Maschinen auf europäischen Stützpunkten im Falle eines Krieges zu verwundbar seien.

Die USA-Regierung beabsichtigt, 1600 Luft-Boden-Raketen des Typs „Maverick" an Saudi-Arabien zu liefern; darüber hat sie den Kongreß in Kenntnis gesetzt, der innerhalb von 30 Tagen zustimmen muß oder sein Veto einlegen kann.

Der erste Flug einer amerikanischen Raumfähre nach der „Challenger"-Katastrophe im Januar 1986 soll nach Angaben der USA-Raumfahrtbehörde NASA nach mehrmaligen Verschiebungen nun am 2. Juni 1988 stattfinden.

Knapp sechs Prozent des Personalbestandes der Streitkräfte in den NATO-Staaten – also rund 273 000 Soldaten – sind Frauen, die als Hubschrauberpiloten, Krankenschwestern oder Telefonistinnen eingesetzt sind; auch die Bundeswehr will nach Aussagen der Parlamentarischen Staatssekretärin im BRD-Verteidigungsministerium, Agnes Hürland-Büning (CDU), ab 1990 verstärkt Frauen aufnehmen.

Mit einem Zaun von 120 Zentimetern Höhe und einer Länge von 20 Kilometern will, einer Forderung des Parlaments folgend, die dänische Regierung die Grenze des Landes zur BRD absichern.

Text: Walter Vogelsang
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv



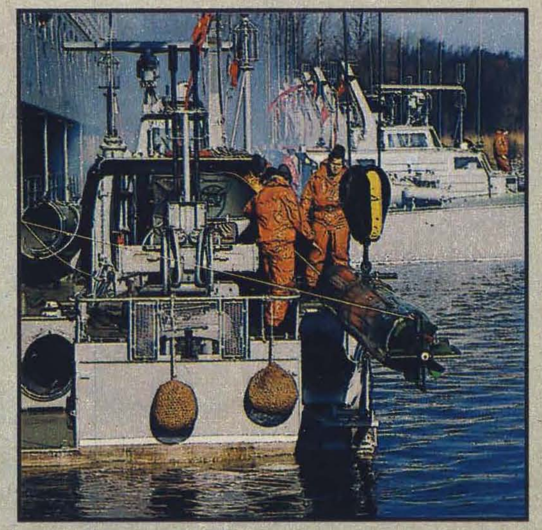


Torpedoschnellboote auf dem Marsch ins Übungsgebiet. Eben noch fuhren sie in Kiellinie, also hintereinander, die Motoren gedrosselt. Dann kam eine Aufklärungsmeldung: „Gegner in 170 Grad – Distanz 85 Kabel." Wenig später der Einsatzbefehl: Angriff auf eine „gegnerische" Landungsabteilung. Fächerartig schwärmten da die Gleitboote aus, nahmen die Dwarslinie ein, wie man seemännisch die Gefechtsformation auf gleichem Kurs nebeneinander fahrender Schiffe nennt.

Jetzt wird die Geschwindigkeit erhöht. Behutsam bewegt der Motorenmeister die einzelnen Füllhebel, das sind die Gashebel, nach vorn, läßt die drei Hauptmaschinen immer höhere Touren laufen. 28 – 32 – 36 Knoten ... Bis zu einer Höchstgeschwindigkeit von 88 km/h können die drei Dieselmotoren mit ihrer Leistung von 2 646 kW das Boot vorwärtstreiben. Hoch wölbt sich der Bug des kleinen Fahrzeuges aus dem Wasser, wie wild brodelt die See am Heck.

Die zunehmende Geschwindigkeit drückt die Männer an Bord in ihre schaumgummigepolsterten Sitze. Eng sind ihre Arbeitsräume. Sie kön-

Die schnellsten





nen einander nicht sehen, jeder ist also auf sich allein gestellt: Kommandant, Obersteuermann, Motorenmeister, Elektrikergast, Artilleriegast. Und doch heißt es, inmitten dieses Höllenlärms, dieser enormen Bewegungen sowie der beklemmenden Schwüle das Ziel unverzüglich auszumachen und zu bekämpfen. Über Kopfhörer und Mikrofon in den schallisolierten Plastikhelmen verständigen sich die fünf in ihren Gefechtsstationen. Da muß man sich schon aufeinander verlassen können, sehr gute Fähigkeiten und Fertigkeiten aufweisen, um die Übungsaufgaben zu lösen.

Grün-gelbe Pünktchen erscheinen auf dem Sichtschirm der Funkmeßanlage des Obersteuermanns. Eines stellt das Ziel dar. Schnell sind Distanz und Kurswinkel festgestellt. Ein automatischer Koppelrechner erleichtert ihm das Ermitteln und Eintragen der eigenen und der anderen Kurse, Geschwindigkeiten und Standorte in die Seekarte.

Ununterbrochen erhält der Kommandant Peilung und Distanz. Er vergleicht Tabellen, bedient das Torpedozieleinstellgerät. Mit dieser elektromechanischen Anlage gibt er die Laufwerte in den Torpedo ein. So gefüttert mit den Angaben über Kurs, Geschwindig-

Flitzer

keit des eigenen Bootes und denen des Zieles, bestimmt das Gerät den Vorhaltewinkel zum „gegnerischen" Schiff und die zu fahrende Angriffsrichtung.

Das wuchtige Lenkrad fest in den Händen haltend, fährt der Kommandant direkt auf den „Gegner" zu. Dann drückt er auf den roten Knopf.

Abschuß! Mit einem Zeitintervall von einer Sekunde werden die beiden programmierten Torpedos ausgestoßen. Dieser Zeitabstand ist unerläßlich, damit die Geschosse während der Flugphase nicht in der Luft zusammenstoßen, liegen doch die beiden 533-mm-Torpedorohre dicht nebeneinander. Da hier die schlanken Torpedos mit ihren Gefechtsköpfen in Fahrtrichtung lagern, erfolgt der Ausstoß nach hinten zuerst mit dem Schwanzstück. Aber dieser Rückwärtsgang währt nur kurz,

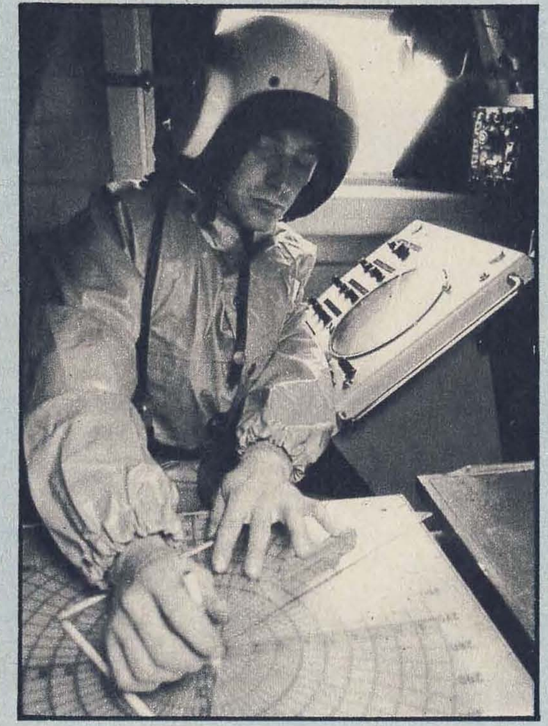


denn sofort im Wasser startet die Torpedomaschine, der „Aal" beginnt mit Eigenantrieb zu laufen. Höchste Zeit für das Boot, abzudrehen und sich mit gleichbleibender Geschwindigkeit vom „Gegner" zu lösen. „Richard nieder!" meldet der Kommandant die Abschüsse seinem Nachbarn. Auch die anderen Boote vollziehen das gleiche Manöver.

Die schnellsten Flitzer der Ostsee, so nennen zuweilen die Matrosen ihre Torpedoschnellboote, die aus einer Leichtmetallegierung bestehen. Sie eignen sich gut für die Verteidigung in küstennahen Gewässern und in Randmeeren, erfüllen sie doch dafür wesentliche Voraussetzungen: Sie haben eine höhere Geschwindigkeit als der angreifende Gegner, können sich also schnell annähern und wieder lösen, ohne sich lange – wenn überhaupt – dem Abwehrfeuer auszusetzen. Ferner sind die Abmessungen dieser Gleitboote gering, wodurch sie sowohl optisch als auch auf Grund ihrer für Funkmeßstrahlen minimalen Reflexionsfläche schwer erkennbar bleiben. Und nicht zuletzt sind sie in der Lage, ausgezeichnet zu manövrieren: Sie haben kleine Wendekreise, kurze Stoppstrecken, beschleunigen schnell. Die flinken Fahrzeuge sind mit einer 23-mm-Zwillingsflak ausgestattet, können auch Minen auslegen oder Kampfschwimmer transportieren.

Mitte der siebziger Jahre in der Volksmarine eingeführt, erfüllen diese in der DDR hergestellten Schnellboote auch unter erschwerten Bedingungen ihre Aufgaben zum







Schutze der über 300 km langen Seegrenze unserer Republik. Sie sind eingesetzt im Diensthabenden System und somit zuverlässige Partner der Schiffsverbände der Volksmarine sowie der verbündeten sozialistischen Ostseeflotten.

Text: Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer (4), Manfred Uhlenhut (2), MBD/ Michna (3), Bredow (2)

Star aus Bulgarien:

Lili Iwanowa



Bild: Günter Gueffroy



Degen

Woher kommt das Wort Degen?

Gelegentlich ist in historischen Darstellungen oder in der schöngeistigen Literatur über vergangene Kriege der Begriff „alter Haudegen" zu finden. Gemeint ist damit keineswegs eine der vielen Blankwaffenarten. Vielmehr bezeichnet man damit einen erfahrenen Kriegsmann oder altgedienten Soldaten. Angedeutet wird hierbei, daß sich zwei Begriffe – Degen als Waffe und Degen als Kriegsmann, Held – im Sprachgebrauch oder Sprachgefühl vermengt haben. Im Althochdeutschen war unter degan (im Angelsächsischen thegn) ursprünglich ein Knabe, ein junger Mann zu verstehen. Später ist dann durch Bedeutungswandel der „alte Haudegen" oder „Raufdegen" daraus entstanden. Der Begriff Degen für eine Blankwaffe dagegen ist ein dem Romanischen entlehntes Wort – italienisch und spanisch dage, französisch dague. Jedoch ist die Herkunft des Wortes nicht absolut sicher. Gesichert dagegen ist, daß bei Aufkommen dieses Begriffes im 15. Jahrhundert ursprünglich damit ein längerer Dolch bezeichnet wurde, der nach und nach das Schwert verdrängte. Da es in den beiden darauffolgenden Jahrhunderten eine Vielfalt von Formen mit unterschiedlichen Klingenlängen und -breiten gegeben hat, ist es heute nicht einfach, eine eindeutige Trennung zwischen Schwert, Dolch und Degen vorzunehmen.

In der Fachliteratur hat sich zwischen Schwert und Dolch die Unterscheidung nach der Klingenlänge eingebürgert: Bis zu einer Klingenlänge von 400 mm handelt es sich um einen Dolch, darüber ist es ein Schwert. Um nun zu klären, ob es sich bei einer Waffe aus dem 16. und 17. Jahrhundert um ein Schwert oder um einen Degen handelt, mißt man die obere Klingenbreite. Ist sie über 30 mm breit, so handelt es sich um ein Schwert, bei geringeren Werten ist die Waffe ein Degen.

Woraus ein Degen besteht

Im Gegensatz zu der Mannigfaltigkeit in Ausstattung und Form ziviler Degen waren die Kriegsdegen in der Regel schmuckloser gearbeitet. Am Beispiel des preußischen Infanterieoffiziersdegens aus dem Zeitraum 1713 bis 1808 soll der Aufbau einer solchen Waffe verdeutlicht werden:

Die 85,8 cm lange, 2,6 cm breite Klinge ist gerade, zweischneidig und hat die Spitze in der Mittellinie. Die Klinge als der Teil, mit dem der Gegner verletzt werden sollte, mußte hart und elastisch sein. Sie war aus Tiegelflußstahl geschmiedet, früher auch aus Gerb-, Guß- oder Damaststahl. Im Querschnitt unterscheidet man an jeder Klinge die Schneide, den Rücken und die Seitenflächen. Diese sind entweder eben, haben Hohlkehlen oder weisen längere und tiefere Rillen auf. Allgemein waren die Klingen von Stoßdegen gerade, 75 bis 80 cm lang, 2,5 bis 3 cm breit, meistens nur einschneidig und oft im Bereich der Spitze (auch als Ort bezeichnet) auf einer Länge von etwa 15 cm doppelt geschliffen. Sie konnten voll oder mit Hohlkehlen versehen sein.

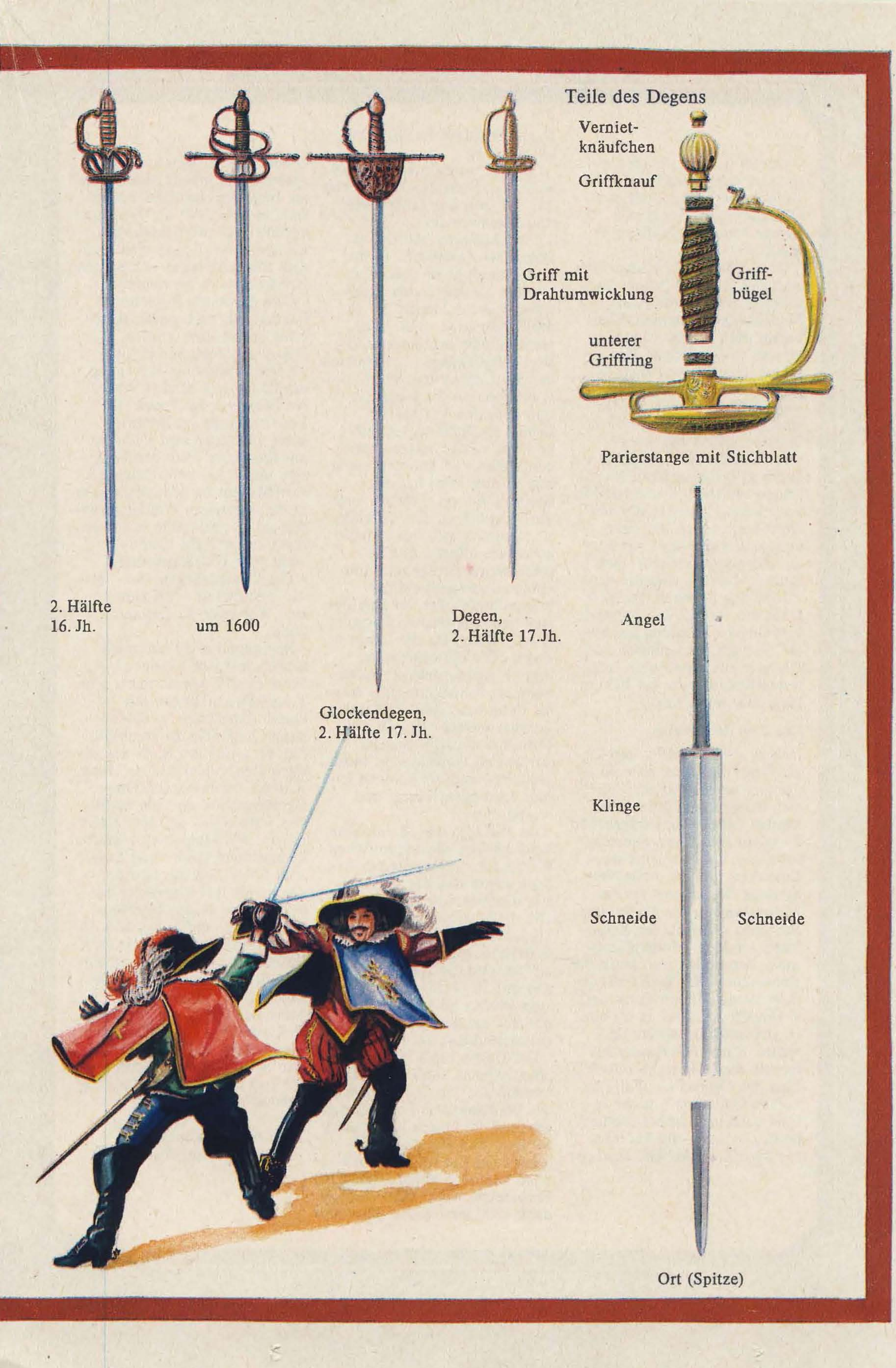
Der Führung der Klinge durch die Hand des Kämpfers diente das Gefäß. Es bestand aus dem Griff (auch als Griffhülse bezeichnet) mit Knauf (möglich waren bei anderen Degen eine halbe oder eine ganze Griffkappe), oberem und unterem Griffring sowie Griffbügel und Handschutz. Während der Handschutz bei diesem preußischen Degen im wesentlichen nur aus der durchlaufenden Parierstange sowie dem Stichblatt besteht, konnte er bei anderen Degentypen recht mannigfaltig und kompliziert zusammengesetzt sein. So gab es Degen mit einem Handschutz, der aus Parierstangen, Parierbügeln, Parierringen, Spangen, Parierknebeln und Stichblättern bestand oder halbe bzw. ganze Körbe bildete (Spangenkorb, Drahtkorb oder durchbrochener Korb). Der Griff des Gefäßes hatte gewöhnlich eine Länge von 10 bis 12 cm. Er war aus hartem Holz, mit einem gewundenen Draht umwickelt und mit Bügel, Stichblatt und Parierstange vereinigt. Alle Metallteile bestanden aus Messing oder Tombak, weniger aus Stahl. Das Verbindungsstück von Klinge und Gefäß wurde als Angel bezeichnet. Damit die Angel bei den im Kampf auftretenden heftigen Prellungen nicht absprang, bestand sie aus weichem Schmiedeeisen. Die Angel war mit dem Griff



Infanterieoffiziersdegen,
Preußen 1740

Rapier, Toledo,
1. Hälfte 17. Jh.

Rapier „Pappenheimer“,
Deutschland 16./17. Jh.


Teile des Degens
Verniet-
knäufchen
Griffknauf
Griff mit
Drahtumwicklung
Griff-
bügel
unterer
Griffring
Parierstange mit Stichblatt
Angel
Klinge
Schneide
Schneide
Ort (Spitze)
2. Hälfte
16. Jh.
um 1600
Degen,
2. Hälfte 17. Jh.
Glockendegen,
2. Hälfte 17. Jh.

vernietet (galt in Preußen gegenüber dem Verschrauben als vorteilhafter). Die Stelle des Übergangs von Angel und Klinge wurde als Auflager bezeichnet.

Da ein Stück der Klinge vom Auflager aus nach unten ungeschliffen war, wurde es als Fehlschärfe bezeichnet. Hier befand sich oft das Monogramm des jeweiligen Herrschers, möglich war auch das Zeichen des Waffenschmiedes.

Bei Nichtgebrauch des Degens ruhte dieser in der Scheide. Diese war aus geschwärztem oder naturbraunem Leder gefertigt und mit Metallringen versehen. Der obere Metallbeschlag hieß Mundblech. An diesem waren die Teile zum Befestigen am Gurt oder am Koppel angebracht. Den unteren Teil der Scheide verstärkte das Ortblech. Im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts verdrängten Scheiden aus Metall vielfach die Lederscheiden. Der gesamte preußische Infanterieoffiziersdegen war 103 cm lang und wog 1,3 kg.

Die Zeit der Degen

Ist von einem Mantel-und-Degen-Film die Rede, so weiß jeder, um welche Art Streifen es sich handelt. Auf jeden Fall werden darin viele Fechtszenen zu sehen sein. Dem Fechten schreiben die Fachleute das Entstehen und die weite Verbreitung des Degens zu: Im Mittelalter war die Kunst des Fechtens – von Italien ausgehend – sehr in Mode gekommen. Verbunden war damit die Entwicklung der Waffe, die in ihrer komplizierten Form und kostbaren Ausführung oft ein regelrechtes Kunstwerk darstellte. Einen Höhepunkt erreichte die technische Entwicklung des Degens als Waffe im zivilen Gebrauch – nicht zuletzt auch als Symbol privilegierter Stände – im 16. Jahrhundert. Zu jener Zeit fand der Degen ebenfalls im Militärwesen Eingang.

Geführt wurde der Degen sowohl vom Fußvolk als auch von der Reiterei: Die Musketiere und Pikeniere des 16. und 17. Jahrhunderts hatten den Degen als Zweitwaffe. In der Regel handelte es sich dabei um den Stoßdegen als ausgesprochene Stichwaffe, die an der Spitze zwei-, drei- oder vierschneidig sein konnte. Die Berittenen dagegen bevorzugten den Haudegen, der sich für den Hieb und den Stich eignete und über den Verlauf der Klinge zunächst einschneidig und nur an der Spitze doppelt geschliffen war. Da man einen sehr großen Wert auf den Faustschutz legte, wiesen auch die Kriegsdegen die vielfältigsten Formen auf – mit Spangen sowie offenen und geschlossenen Griffbügeln, mit ein- und zweischneidigen Stichblättern oder tief herabreichenden, mehrfachen Faustschutzbügeln. Da die Länge der Angel oft nicht ausreichte, diese Faustschutzbügel aufzunehmen, verlängerte man diese bis unter den Griff. Einfachere Formen setzten sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch: Das Gefäßsystem wurde reduziert, und die Klingen fertigte man etwas kürzer und breiter.

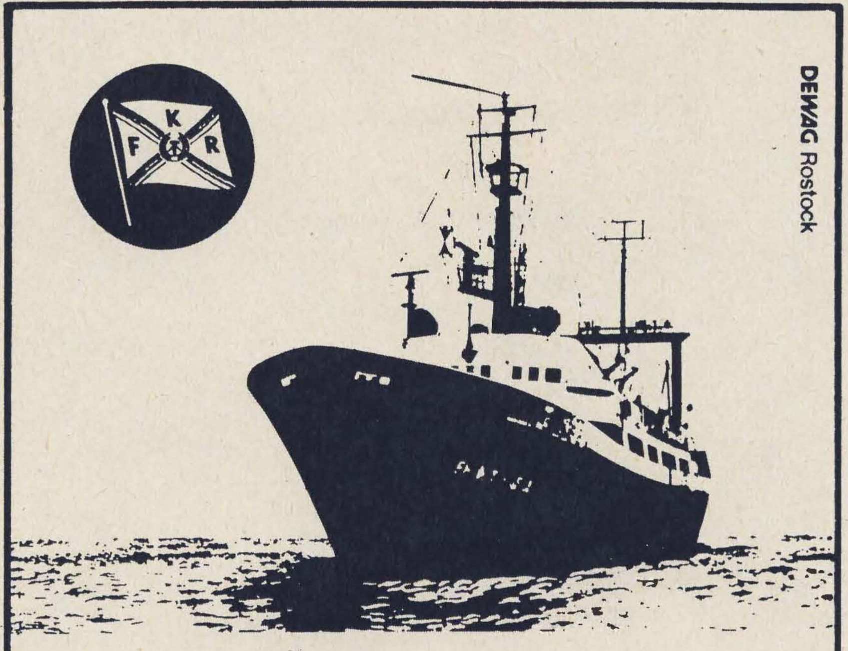
Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts blieben alle wesentlichen Merkmale des Degens erhalten, doch setzte sich die Tendenz zur kürzeren Klinge weiter fort. Die Fachliteratur gibt für das 18. Jahrhundert die Länge von Offiziersdegen mit 85 bis 100 cm und die von zivilen Degen mit 50 bis 60 cm an. Bevorzugt wurden zu jener Zeit Klingen mit unterschiedlichen Querschnittformen.

Der Degen blieb in zahlreichen Armeen auch im 19. Jahrhundert bei den Fußtruppen sowie bei Kavallerie-Formationen erhalten. So trugen in Preußen, Sachsen und Österreich beispielsweise die Infanterieoffiziere weiterhin einen Degen. In Frankreich trugen die Offiziere nach 1800 zwar einen Säbel als Gefechtswaffe, legten zur Interimsuniform jedoch den Degen an. Insgesamt gesehen, zeigte sich aber ab 1800 die Tendenz, anstelle von zweischneidigen Klingen beim Degen einschneidige Rückenklingen mit breiten Hohlkehlen zu verwenden.

Obwohl Degen in mehreren Ländern bis zum ersten Weltkrieg beibehalten wurden, zeigte sich doch bereits im 19. Jahrhundert ein Rückgang der Bedeutung solcher Waffen. Auffällig war der Trend zur Vereinfachung im Interesse einer leichteren und schnelleren Fertigung. Man bemühte sich um Vereinheitlichung der verschiedensten Modelle, die es in den einzelnen Waffengattungen gab. So erhielten in Frankreich ab 1857 die Unteroffiziere aller Waffengattungen einen Einheitsdegen, der – etwas modifiziert – bis zum ersten Weltkrieg im Bestand blieb.

Beginnend mit Frankreich folgten mehrere Länder ab Mitte des 19. Jahrhunderts dem Trend, Degenklingen mit einem Säbelgefäß zu einem neuen Degentyp zu kombinieren. So waren am Ende des vorigen Jahrhunderts in mehreren Armeen bei Infanterie-Offiziersdegen Säbelgefäße zu finden. Interessant ist, daß solche Länder wie Frankreich (1882), Deutschland (1889) und England (1908) um die Jahrhundertwende ihre Kavallerie einheitlich mit Degen bewaffneten. Ursache dafür war, daß die Ausrüstung der Infanterie (z. B. Lederhelme mit Metallbeschlägen) die Wirksamkeit des Kavalleriesäbels herabgesetzt hatte, der Degen als Stichwaffe aber durchaus für den Reiter zweckmäßig war. Nach dem ersten Weltkrieg gab es den Degen nur noch vereinzelt als Paradewaffe.

Text: Wilfried Kopenhagen
Illustration: Heinz Rode





Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten als

Produktionsarbeiter
Decksmann

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
- Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang
Rostock
Stammbetrieb
des VEB
Fischkombinat
Personalbüro
Am Fisch-
kombinat 11
Rostock 5
2510





Panzer T-55 auf dem Marsch

Bild: Oberstleutnant

Zwischen Pferdebahn und Software

„Fliegen Sie hin, finden Sie's heraus." Was die BRD-Journalistin Judy Janssen herausfinden soll, ist, was es mit den weißen Flecken auf sich hat, die im Gefolge von Grenzkonflikten zwischen El Salvador und Honduras auf der Landkarte entstanden sind. In San Salvador angekommen, wird sie von Kollegen eingewiesen ins Allernötigste, das dort zum Überleben erforderlich ist. Schließlich sind bereits zwanzig Korrespondenten umgebracht worden – die „Antikommunistische Allianz El Salvadors" meinte es ernst mit ihren Todesdrohungen an ausländische Journalisten, die man als „Handlanger des sowjetisch-cubanisch-sandinistischen Kommunismus" ansah. Judy tastet sich vor in die Situation in diesem explosiven Krisengebiet. Sie sieht Leichen an den Straßenrändern, Ermordete. Auch Carlos Rivas, der junge Mann, der ihr Recherchen in den umkämpften, militärisch heißen Gebieten ermöglichte, wird umgebracht. Judy sieht die Reste verkohlter Dörfer, sieht Armut, die kein Europäer sich vorstellen kann. Die weltbefahrene, erfolgreiche Journalistin, die ihrem Hamburger Magazin immer die sensationellen Stoffe geliefert hatte, die Chef und Leser wünschten, sieht sich einbezogen in das Spannungsfeld zwischen Revolution und Konterrevolution. Auf einer Pressekonferenz des Armeehauptquartiers erfährt sie von hohen Militärs, der „Feind" sei in fünf militärisch-politischen Gruppen organisiert, vereinigt in der Befreiungsfront FMLN. Judy begibt sich in lebensgefährliche Wagnisse in ihrem Bestreben, so viel wie nur möglich zu erfahren von den Vorgängen in dieser Region. Sie reist nach Grenada. Dort bringen abenteuerliche Ereignisse sie mit einem Mann zusammen, Jeff Craig. Sie vertraut ihm, sie liebt ihn, kann in ihm nur einen Mann sehen, der auf der Seite der Revolution steht. Sie kann nicht ahnen, daß sie sich einem eiskalten US-Agenten in die Hände gab.

Mit seinem neuesten Roman macht Wolfgang Schreyer seinem Ruf als Autor brillant geschriebener Abenteuerbücher mit authentischem politischen Hintergrund alle Ehre. Schreyer scheint jede Dorfstraße, jede Anhöhe, jedes Restaurant in diesen mittelamerikanischen Ländern zu kennen, so genau beschreibt und schildert er die Handlungsorte. Mit gleicher Präzision arbeitet er Fragen der Strategie und Taktik des Befreiungskampfes ein und zeigt, mit welchen Mitteln und Methoden die Konterrevolution vorgeht. Es ist eine Freude, ein Buch zu lesen, das mit so viel Sachkenntnis, politischem Engagement und erzählerischem Können geschrieben ist. „Der Mann auf den Klippen" ist ein Roman, der nicht nur ungeheuer spannend ist, sondern Euch auch ein gut Stück klüger macht. Er erschien im Militärverlag der DDR.

Zurück zu uns nach Hause, nach Berlin. In diesem Jahr empfängt unsere jubilierende Jubiläums-Hauptstadt noch mehr Gäste, als das ohnehin jahrein, jahraus der Fall ist. Vielleicht seid Ihr auch dabei? Herzlich willkommen in Berlin! Schaut Euch alles gut an, das neue Schmuckstück Nikolai-Viertel, die „Linden" und den Tierpark, den Friedrichstadt-Palast (wenigstens von außen, wenn's mit Karten nicht klappt!), zwängt Euch durch die Warenhäuser und kommt mal raus nach Marzahn, wo die wunderschöne Gartenbauausstellung auf Euch wartet.
Und schlendert auch mal über die Schönhauser, denn: „Kehrt man nun von hier in die Schönhauser Allee zurück, so mag sie einem wohl mit ihren Gärten und Villen und Häusern und Pferdebahnen und Omnibussen wie eine Stätte alter Kultur erscheinen. Hier ist alles bepflanzt und bebaut, nur der Platz an der einsamen Pappel ganz oben ist noch, wie er war ... Auf dem spärlichen Graswuchs lagert hier und dort ein Arbeiter, der seine Zeitung liest oder sein Abendbrot verzehrt oder sich zum Schlaf ausgestreckt hat ... Wenn man nun weiter zum Schönhauser Tor abwärts geht, so gerät man in ein dichtes Volksgewühl." Ihr könnt selbst die Schönhauser vergleichen, wie Ihr sie erlebt und wie sie sich dem Spaziergänger im Mai 1884 darbot.
Wenn Ihr drei, vier Stunden Bahnfahrt nach Berlin gut ausfüllen wollt, dann lest, wie Julius Rodenberg die Stadt vor gut hundert Jahren erlebt hat. In seinen Spaziergängen lebt ein verschwundenes Berlin mit seinen Bewohnern, den Fischern, den Händlern in der Markthalle, den Arbeitern, den berühmten Künstlern und Gelehrten. Diese „Bilder aus dem Berliner Leben", so der Titel des schönen Buches aus dem Verlag Rütten und Loenig, ist





eine vortreffliche Lektüre, durch die man bestens unterhalten und beträchtlich belehrt wird, um es mal so zu sagen. Besonders reizvoll sind die alten Stadtansichten, die diesem empfehlenswerten Buch als Schmuck begegeben wurden.

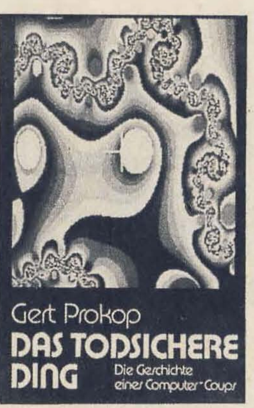
Julius Rodenberg starb wenige Wochen vor Beginn des ersten Weltkrieges. Da lebte am damaligen Stadtrand Berlins, nicht weit von dort, wo heute unser Fernsehfunk steht, ein fünfjähriger Berliner Bengel. Seine Mutter war jüngst gestorben, an den Folgen einer Abtreibung. Verhütungsmittel gab es nicht, und die Zeiten waren nicht geschaffen für ein zweites Kind. Wie schlimm die Zeiten im kaiserlichen Deutschland jedoch noch werden sollten, deutete sich im August 1914 an, als sich der Vater in der Generalkommandantur in Berlin zu melden hatte. Emil Treulich sollte als Kanonier an einem Langrohrgeschütz den Sieg für den Kaiser mit erkämpfen helfen. Rudolf, unser Steppke, wächst auf in schweren Jahren. Über diese Kindheit erzählt uns E. R. Greulich. Es ist sein Leben, das ihn lange Zeit später zu einem beliebten Schriftsteller unserer Republik werden läßt. In seinem Roman „Des Kaisers Waisenknabe" erzählt er uns von seinem Kinderglück und Kinderleid, von Streichen und Jungenträumen, von Not und Hunger, von seiner Familie, seinen Freunden, vom Leben in der Arbeitersiedlung „Paradies", die nur so hieß und keines war. Krieg, Durchbeißen, später die Novemberrevolution und Liebknecht – ein Zeitbild jener bewegten Jahre wird vor uns entrollt. E. R. Greulich erzählt warmherzig, mit weisem Humor, mit großer Liebe zur kleinsten Kleinigkeit, so daß uns die Lebensumstände und die Lebensweise von damals gut vorstellbar werden. Sein Traum war, Schiffskoch zu werden. Aber als „proletarischer Brausekopf" die Festmenüs für reiche Nichtstuer richten? Er wurde Schriftsetzer. Und später jener Schriftsteller, dem wir u. a. den Roman über Artur Becker „... und nicht auf den Knien" danken. Mit Greulichs jüngstem Roman hat uns der Verlag Neues Leben ein gutes Berlin-Buch beschert.

E.R. Greulich
Des Kaisers Waisenknabe



Großen Spaß garantiere ich Euch, falls Ihr Euch zu einem Besuch im „Museum des Wundervollen" entschließt. So hieß ein Magazin, das in den Jahren 1803 bis 1812 erschien und das seinen Lesern Kuriositäten und Sensationen offerierte. Also, hereinspaziert, Damen und Herren! Bestaunt das Frauenzimmer, das ohne Zunge sprechen kann, und die Mannsperson mit Milch in den Brüsten, lest von den furchtbaren Folgen, welche die Unterlassung (!) des Branntweintrinkens nach sich zieht, und von den sonderbaren Bräuchen der Lappländer, Indianer und Chinesen. Kommt und staunt und freut Euch über die wunderschönen Bilder in diesem Buch der Absonderlichkeiten, wie sie Mensch, Tier und Pflanze im weiten Erdenrund aufweisen. Ein Kritiker schrieb 1804: „Wir können dieses Journal zur Unterhaltung als sehr zweckmäßig empfehlen." Ich auch. Danke an den Eulenspiegel Verlag.

Und ich empfehle Euch „Das todsichere Ding".



Gert Prokop, der geistige Vater von Detektiv Timothy Truckle, hat es sich ausgedacht. Hier nun führt er uns nach Frankfurt, das auch Bankfurt, Krankfurt oder Mainhattan genannt wird – in die BRD. Dort versucht Herbert, einen Job bei einer Computer-Spitzenfirma zu erwischen. Software-Entwicklung, künstliche Intelligenz, die Möglichkeiten von Informatik und Mikroelektronik, das ist seine Welt. Gemeinsam mit Maria, Ruth und Paul, seinen gelegenheitsjobbenden Freunden, wird er ein sagenhaftes Ding drehen, ein nie dagewesenes, das den Polizeipräsidenten stöhnen lassen wird: „Vier Millionen, die müssen doch irgendwo fehlen, verdammt noch mal!" Ich verrate Euch nicht, wie und mit welchem Ausgang das Ding rollt. Nur so viel: Das ist mal wieder so ein richtig spannendes, intelligent geschriebenes Buch. Ein Prokop eben. Erschienen im Verlag Das Neue Berlin.

Euch allen alles Gute, noch schöne Ferien- und Urlaubstage!

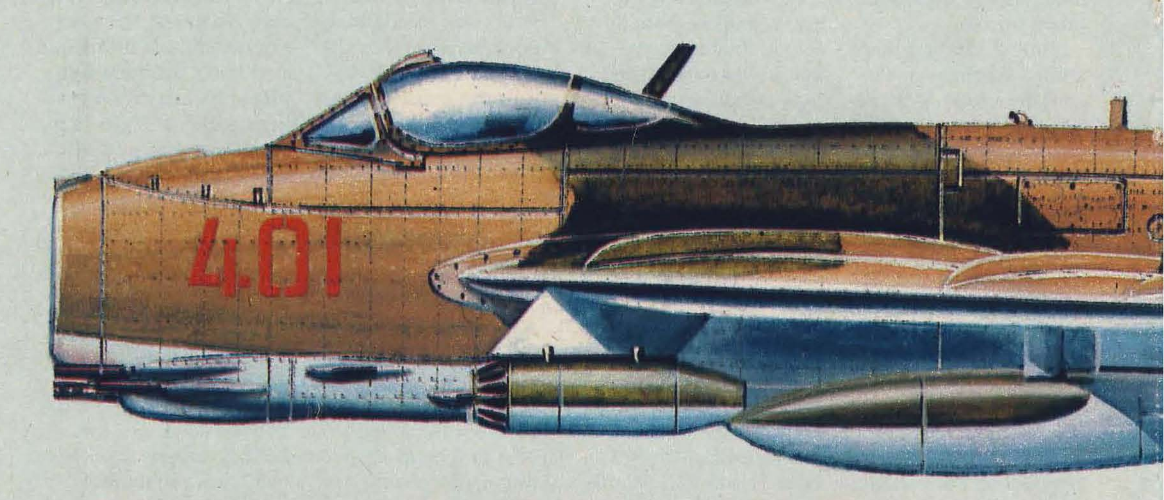
Tschüß!

Eure Bibliothekarin

Text: Karin Matthées



Lim-



die polnischen MiG's

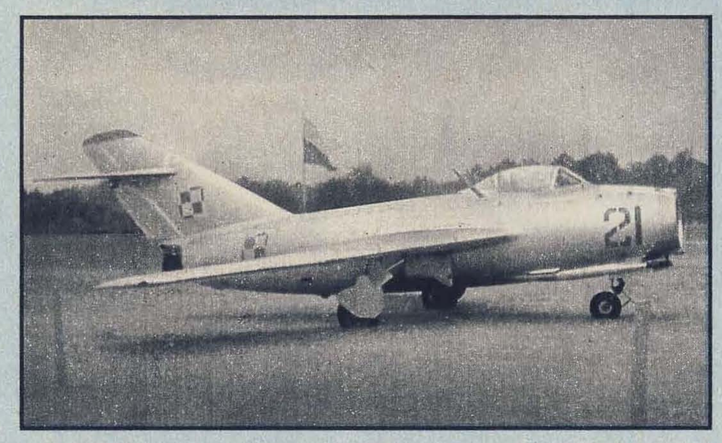


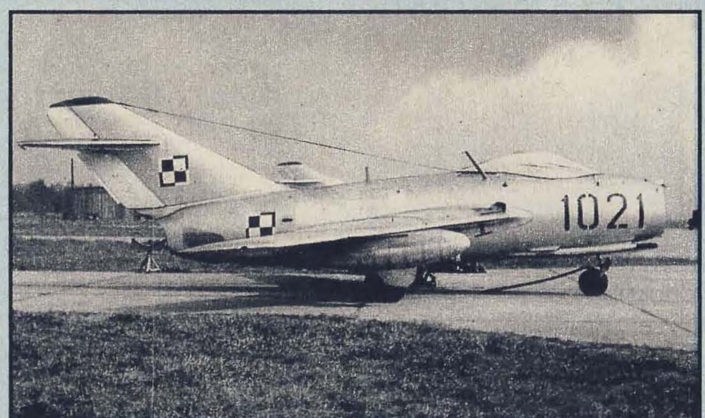
Meine erste Begegnung mit den strahlgetriebenen Jagdflugzeugen, die das rot-weiße Schachbrett-Hoheitszeichen Volkspolens an Tragflügeln, Rumpf und Seitenleitwerk tragen, liegt über 30 Jahre zurück. Als Offiziersschüler waren wir an einem sonnigen Augusttag des Jahres 1956 von Kamenz nach Cottbus gefahren, um beim 1. Kultur- und Sportfest der jungen NVA-Luftstreitkräfte dabei zu sein. Uns begeisterte eigentlich alles – die vielen Menschen und die hübschen Mädchen, die Vorführungen unserer Sportler und Flieger. Unwillkürlich jedoch rissen wir die Köpfe herum, als drei Maschinen der polnischen Luftstreitkräfte – unzweifelhaft MiG-15 – im Tiefflug heranjagten, vor der Tribüne jäh in den Himmel stießen und mit hoher Präzision tollkühne Flugfiguren ausführten. „Troika" wurde diese Kette polnischer Jagdflieger genannt. Erst Jahre später habe ich erfahren,



Alarmstart in einem Geschwader der polnischen Luftstreitkräfte. Jagdbombenflugzeuge Lim-6bis

daß es sich bei diesen Jagdflugzeugen nur im Prinzip um die schon damals weltbekannten MiG-15 gehandelt hatte. Tatsächlich jedoch waren es Lim-1. Erfahren habe ich das aus Gesprächen bei gemeinsamen Übungen mit polnischen Waffenbrüdern, an denen ich zunächst als Steuermann und danach als Leiter des Gefechtsstandes im heutigen Jagdfliegergeschwader „Hermann Matern" beteiligt war. Dabei hörte ich auch erstmals, daß die kurz zuvor von uns an „Luftziele" oder zu unserem Flugplatz geleiteten vermeintlichen MiG-17F oder MiG-17PF tatsächlich Lim-5 oder Lim-5P waren. Da ich etwas polnisch sprach, war schnell zu erfahren, daß sich hinter dem Kürzel Lim nichts weiter verbarg als eine Abkürzung für licencyjny myśliwiec – Lizenzjagdflugzeug. Ausführlicheres über die Lizenzfertigung von MiG-Versionen in der Volksrepublik Polen erfuhr ich dann vom Kommandeur des Jagdfliegergeschwaders 1 „Warszawa", das ich erstmals im Jahre 1969 als Militärjournalist besuchte. Den Kommandeur – damals Oberstleutnant – hatte ich schon an jenem Augusttag 1956 in Cottbus gesehen: Als Hauptmann und Staffelkommandeur war er in der „Troika" der linke Flügelmann. Bei späteren Besuchen auf Flugplätzen der Luftstreitkräfte Polens konnte ich feststellen, daß zu den Lim-Versionen als Front- und Abfangjagdflugzeuge noch solche als Jagdbomber hinzugekommen waren. Dabei war es dann gar nicht mehr so leicht, die Übersicht zu behalten, welche MiG-Ausführung mit welcher Lim-Bezeichnung identisch war. Es stellte sich heraus, daß es für die Lim-5M und für die Lim-6 keine Gegenstücke in der MiG-17-Reihe gab, sondern daß es sich um polnische Weiterentwicklungen handelte. Darüber wollte ich genaueres wissen.







Jak oder MiG?

Im Jahre 1950 war die Entwicklung der nach den starken Kriegszerstörungen mit sowjetischer Hilfe wieder aufgebauten polnischen Flugzeugindustrie in eine neue Etappe getreten. An die Stelle der Einzelfertigung trat die Serienproduktion in neuen, großzügig ausgestatteten Hallen. Das Werk in Mielec wurde erweitert. In Swidnik entstand ein neues Werk, in Kalisz erhöhte man die Triebwerkproduktion, und auch die Zulieferbetriebe wurden rekonstruiert. Insgesamt gesehen, war die nach neuesten Technologien arbeitende Luftfahrtindustrie in der Lage, Flugzeuge in Serie zu bauen. Der internationalen Lage entsprechend, gehörten auch Kampfflugzeuge dazu. Es sei nur kurz daran erinnert, daß die imperialistischen Staaten mit den USA an der Spitze zu jener Zeit immer offener dazu übergingen,

Von oben nach unten: Lim-1,5, Lim-2, Lim-6bis



1964 erhielten die Fliegerkräfte der polnischen Volksarmee die in mehreren Modifikationen gefertigten Lim-6

das friedensfeindliche westliche Militärblocksystem zu zimmern und dort eine wiederbewaffnete BRD einzugliedern.

1949/50 sollten die vorhandenen 170 Jak-9 verschiedener Serien der Jagdfliegerkräfte durch Jak-17 ersetzt werden. Die ersten Jak-17 aus sowjetischer Produktion wurden 1950 zugeführt. Weitere sollten als G-1 in Lizenz im Lande hergestellt werden. Auch war geplant, die zweisitzige Schulmaschine Jak-17W in Lizenz (als G-2) zu fertigen. Als jedoch mit der Jak-23 ein verbessertes Muster zur Verfügung stand, führten die polnischen Luftstreitkräfte ab Frühjahr 1951 die Jak-23 ein, die als G-3 in Lizenz gebaut werden sollte. Dieser Plan aber wurde nochmals geändert. Und im Sommer 1951 kamen die ersten MiG-15 aus der UdSSR nach Polen. Im Interesse einer Standardisierung der Ausrüstung in den Streitkräften der sozialistischen Staaten entschied sich die polnische Führung für die MiG-15 sowie für deren Serienbau nach sowjetischen Lizenzen.

Als im Juni 1951 die ersten, noch in Kisten verpackten MiG-15 aus der UdSSR im JG-1 „Warszawa" in Minsk-Mazowiecki in der Nähe der polnischen Hauptstadt eintrafen, hatte die erste Gruppe polnischer Piloten bereits die Umschulung in der Sowjetunion abgeschlossen.

Ein- und zweisitzig, ohne Nachbrenner

Der Öffentlichkeit wurden die ersten MiG-15 mit polnischen Besatzungen am 26. August 1951 bei einer Luftparade über dem Flugplatz Warszawa-Okecie vorgeführt. Am 17. Juli 1952 war die erste in Polen noch aus Teilen sowjetischer Produktion zusammengebaute MiG-15 fertig. Bereits diese Ausführung erhielt die Bezeichnung Lim-1 bei den Luftstreitkräften. Im Herbst des gleichen Jahres startete Versuchspilot Pniewski mit der ersten Lim-1, die völlig aus in Polen hergestellten Baugruppen bestand. Gefertigt wurden die Lim-1 von den Werken WSK Mielec und WSK Swidnik in den Jahren 1952 bis 1953. Auch das Triebwerk RD-45F baute man in Polen in Lizenz – im Werk WSK Rzeszów unter der Bezeichnung Lis-1 (poln. Abkürzung für Lizenztriebwerk).

Ab Ende 1952 erhielten die Jagdfliegergeschwader die Lim-1, die sich schnell großer Beliebtheit erfreute. Als in der UdSSR die verbesserte MiG-15bis verfügbar war, übernahm Polens Luftfahrtindustrie im Jahre 1953 die Lizenzfertigung dieser Version als Lim-2. Das Triebwerk WK-1A verließ die Fabrik in Rzeszów unter der Bezeichnung Lis-2. Ab Früh-

jahr 1954 kamen die Lim-2 aus den Werkhallen und gelangten in die Jagdfliegergeschwader. Im Verlaufe der Lim-2-Serienproduktion modernisierte man eine ganze Anzahl der Lim-1, wozu der Einbau von Geräten gehörte, die bei der Lim-2 bereits Standard darstellten. Dazu zählten der Funkkompaß ARK-5, der Funkhöhenmesser RW-2 und das Freund-Feind-Kennungsgerät SRU-0. Die so nachgerüsteten Maschinen erhielten die Bezeichnung Lim-1,5. Für den Einsatz als Fotoaufklärer vorgesehene Maschinen hatten auf der linken Seite hinter den beiden Kanonen NR-23 eine Verdickung für die Aufnahme der Fotoapparatur AFA. Diese Version wurde als Lim-2R bezeichnet.

Die Schulversion MiG-15UTI ist in Polen ebenfalls in mehreren Ausführungen hergestellt worden: Mit dem Triebwerk Lis-1 hieß das Flugzeug SBLim-1 (SB – szkolno-bojowy – für Schul- und Kampfzwecke), mit dem Triebwerk Lis-2 sowie weiteren Verbesserungen war es die SBLim-2. Zahlreiche Standard-Maschinen sind in Polen für andere Zwecke modifiziert worden. So baute man 1965 zweisitzige SBLim-1 zu SBLim-1A und 1968 SBLim-2 zu SBLim-2A um. Die Abkürzung A steht für artylerii und bedeutet, daß diese Maschinen als Schleppflugzeuge für Zielscheiben dienten, auf welche die Flak schoß. Für die Ausbildung von Schlepp-Piloten verwendete man die SBLim-2M. Die Lim-1 diente bis zum Ende der 50er Jahre als Jagdflugzeug. Ab 1958 lösten Lim-1 sowie zahlreiche Lim-2 die bis dahin verwendeten Schlachtflugzeuge mit Kolbenmotor Il-10 ab oder wurden zu SBLim-1 umgebaut. Lim-1 und Lim-2 befanden sich auch bei den Seefliegerkräften Volkspolens im Dienst. Lim-2 sind in Polen bis 1956 gebaut worden. Daran schloß sich die Produktion der MIG-17-Reihe als Lim-5 an – wiederum in mehreren Modifikationen.

Mit Nachbrenner-Triebwerk

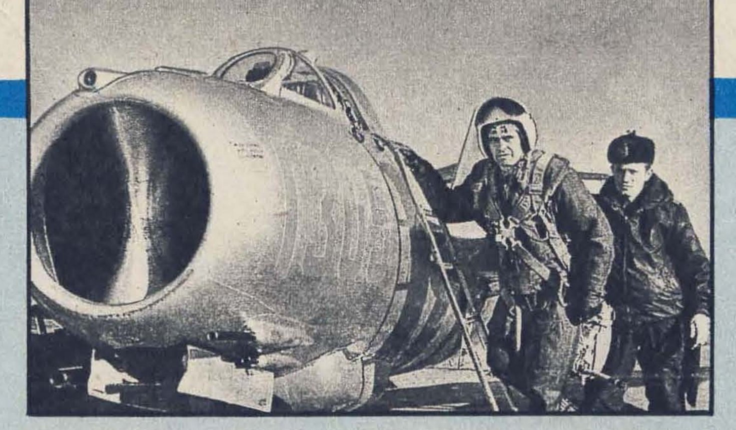
In den Jahren 1955/56 erhielten die polnischen Luftstreitkräfte ihre ersten Jagdflugzeuge der MiG-17-Reihe. Es handelte sich dabei um Maschinen aus sowjetischer Produktion. Während ein Teil noch mit dem nachbrennerlosen Triebwerk WK-1A ausgestattet war, hatte der andere Teil bereits das Nachbrennertriebwerk WK-1F (F – forsash, Nachbrenner). Zu dieser Zeit bereitete sich das Werk WSK Mielec bereits auf die Lizenzproduktion der MiG-17F vor. Sie erhielt die militärische Bezeichnung Lim-5. Die erste Lim-5 wurde im Herbst 1956 ausgeliefert. Das Werk WSK Rzeszów baute die Triebwerke WK-1F unter der Lizenzbezeichnung Lis-5. Mitte des Jahres 1958 begann der Serienbau des mit einem Funkmeßvisier RP-5 „Izumrud" ausgerüsteten und damit zum Abfangen von Luftzielen nachts und in den Wolken geeigneten Jagdflugzeuges MiG-17PF Im Herbst 1958 erhielten die polnischen Luftstreitkräfte die ersten MiG-17PF als Lim-5P. Wie bei der Lim-2 rüstete man auch einige Lim-5 mit einer an der linken Rumpfseite untergebrachten Verkleidung für die Fotoapparatur zum Aufklärer Lim-5R um. Jagdflugzeuge der Lim-5-Reihe sind bis 1960 (nach einigen Quellen bis 1963) gefertigt worden. Sie standen über viele Jahre im Dienst der Luftstreitkräfte sowie der Seefliegerkräfte Polens, zuletzt wurden sie als Schul- und Übungsmaschinen verwendet.

Aus der Produktion der polnischen MiG-15bis (Lim-2) und MiG-17 (Lim-5 bzw. Lim-5P) sind auch an die Luftstreitkräfte der NVA Maschinen geliefert worden.

Jagdbombervarianten

Im Jahre 1960 erprobten polnische Fachleute den Prototyp einer als Lim-5M bezeichneten Maschine, die unschwer als MiG-17-Modifikation zu erkennen war, jedoch einige Veränderungen aufwies. Das betraf vor allem das Hauptfahrwerk und den Mittelflügel: Die Maschine hatte Zwillingsräder, damit sie auch auf Feldflugplätzen starten und landen konnte. Da die Fahrwerkbeine nun nicht mehr im dünnen Tragflügel unterzubringen waren, erhielt dieser bis zur Höhe des ersten Grenzschichtzaunes ab Rumpf eine Verdickung, die bis zur Kabine nach vorn reichte. Den zusätzlichen Raum nutzte man zur Aufnahme von Kraftstoff. Vorgesehen war die Lim-5M als spezielles Jagdbombenflugzeug. Im Verlaufe der Produktion brachte man am Heck über der









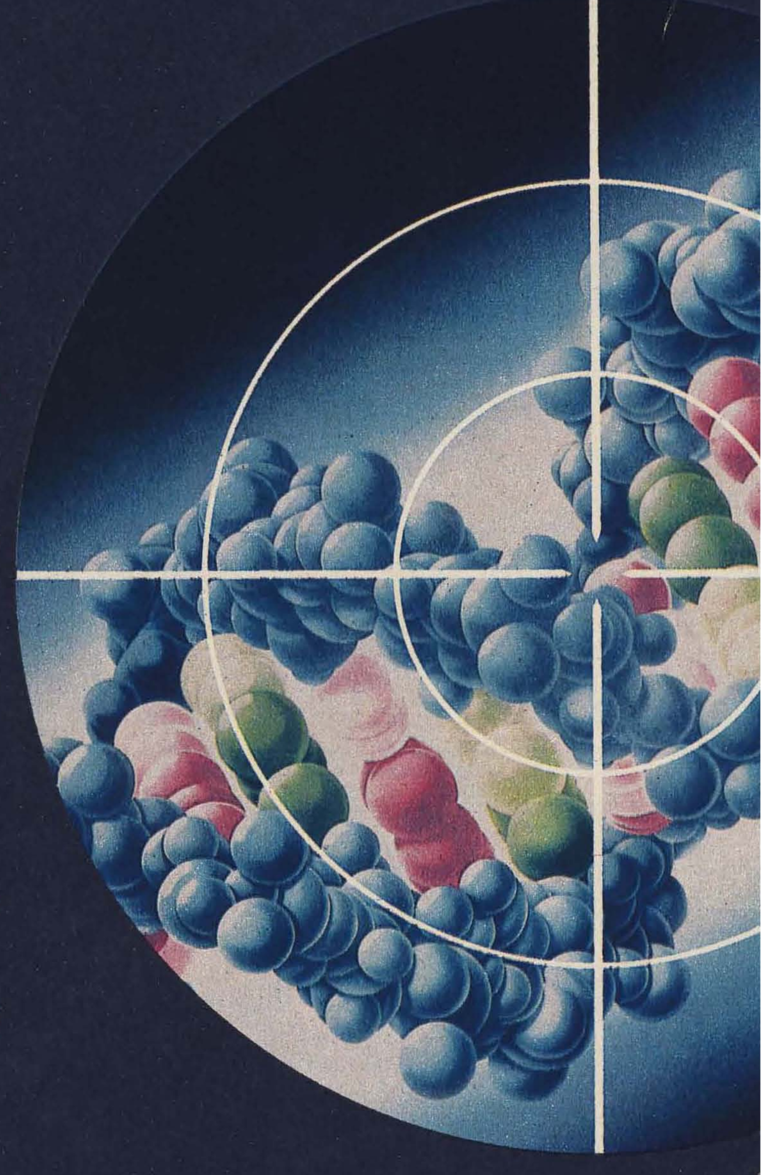
Aufklärer Lim-5R (oben); darunter die mit Funkmeßvisier ausgerüstete Lim-5P und eine Lim-5 des JG-1 „Warszawa" 1969. Unten links: Schulflugzeug SBLim-2

Abgasöffnung eine Verdickung zur Aufnahme eines Bremsschirmes an. Die Maschinen der letzten Serie erhielten unter den Innenflügeln zwei zusätzliche Stationen zur Aufnahme von je einem Behälter für 16 ungelenkte 57-mm-Raketen. Nach Abschluß der Erprobung mit dem Prototyp CM 16-1 (das Projekt für die Lim-5M hatte die Bezeichnung CM erhalten) verließen einige Hundert Maschinen im Zeitraum von 1961 bis 1963 die Werkhallen. Sie wurden den Luftstreitkräften und den Seefliegerkräften zugeführt. Möglich war der Anbau von zwei Starthilfsraketen SR (Startschub je 9,81 kN für 12 s) je Lim-5M zur Verkürzung der Startstrecke. Nicht realisiert wurde das Projekt CMR, wonach der Aufklärer Lim-5MR geschaffen werden sollte.

Als Weiterentwicklung der Lim-5M wurde 1962 die Lim-6 entwickelt. Da sich gezeigt hatte, daß der technologisch sehr aufwendige Einbau des Doppelrad-Fahrwerks sowie die damit verbundene Verdickung des Tragwerkes keine besonderen Vorteile brachten, verzichtete man bei dem neuen Jagdbomber darauf. Im ersten Halbjahr 1963 liefen Tests mit Prototypen der Lim-6. Im gleichen Jahr nahm das Flugzeugwerk WSK Mielec die Serienproduktion auf, und im Jahre 1964 übernahmen die Luftstreit- und Seefliegerkräfte die in mehreren Modifikationen gefertigten Lim-6. Dazu zählen: Lim-6bis (je Flügel zusätzliche Aufhängung für einen Behälter Mars-2 mit 16 ungelenkten 57-mm-Raketen oder je einen Kraftstoffzusatzbehälter), Lim-6R und Lim-6bisR (beides Aufklärerversionen). 1971 baute man einige Lim-5B auf den Lim-6bis-Standard um und bezeichnete sie als Lim-6M. Sie hatten einen Bremsschirm im Heck. Als Lim-6MR werden die Lim-5R bezeichnet, die ebenfalls auf den Lim-6bis-Standard umgerüstet worden sind. Nach den MiG-15/17-Reihen hat die Flugzeugindustrie Polens keine weiteren Lizenz-Jagdflugzeuge mehr hergestellt. Vielmehr hat sie sich auf den Serienbau der leichten Mil-Hubschrauber, von Landwirtschaftsflugzeugen und von Schulflugzeugen spezialisiert. Davon zeugen die in den letzten Jahren vorgestellten Typen PZL-130 Orlik als Kolbenmotor-Schulflugzeug und die I-22 als Strahltrainer.

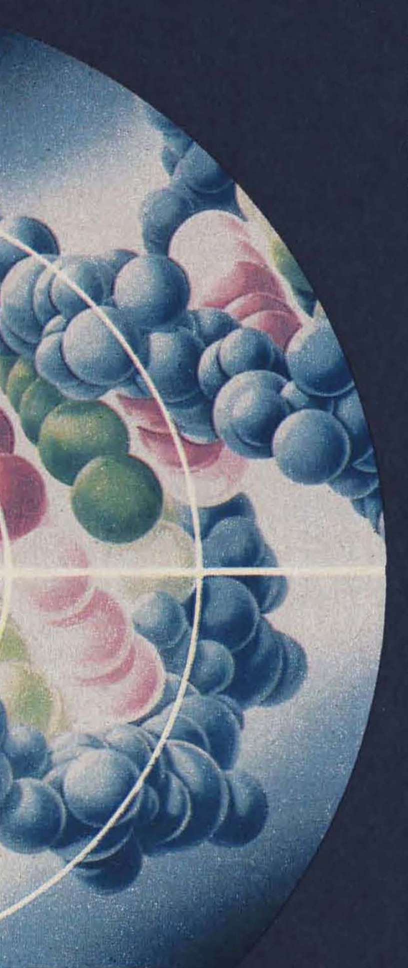
Text: Oberstleutnant d. R. Wilfried Kopenhagen
Bild: Autor (4), Archiv
Zeichnungen: H. Rode

Vor 15 Jahren schlossen die UdSSR, Großbritannien und die USA eine „Konvention über das Verbot der Entwicklung, Herstellung und Lagerung bakteriologischer (biologischer) und Toxin-Waffen und über deren Vernichtung". Bis Ende 1985 hatten den Vertrag 103 Staaten, darunter auch die DDR, ratifiziert und weitere Staaten signiert. Ungeachtet dessen sucht das Pentagon immer wieder „Gründe", die Konvention zu unterlaufen und sein diesbezügliches Waffenarsenal zu vervollkommnen.



Sechs Jahre nach Inkrafttreten jener Konvention, im Jahre 1981, fand kein geringerer als der damalige amerikanische Außenminister Alexander Haig willkommenen Anlaß, in aller Öffentlichkeit kundzutun, daß nunmehr untrügliche Beweise für den Einsatz biologisch-chemischer Giftwaffen in Kampuchea durch die UdSSR bzw. ihre Verbündeten vorlägen. Auf Blättern und Stengeln von Pflanzen hätten Wissenschaftler winzige Tröpfchen, eine Art „gelben Regen", gefunden, die Fusarium-Toxine enthielten. Die Gifte – hervorgerufen von Schimmelpilzen, die sich in der Natur in verdorbenen Nahrungsmitteln bilden und gelegentlich auch Massenerkrankungen bewirken – ließen sich auch in Bioreaktoren vermehren. Diese Möglichkeit der biotechnologischen Fusarium-Massenproduktion war Haig ausreichender Grund, ihren Einsatz dem politischen und militärischen Gegner anzulasten. Warum?

Der „gelbe Regen" kam dem Pentagon gerade recht, den amerikanischen Kongreß zur Genehmigung höherer Ausgaben für Forschungen auf dem Gebiet der chemischen, biologischen und Toxin-Waffen zu bewegen. Erst Jahre später fand das Phänomen des „gelben Regens"



GENE IM VISIER

seine simple Aufklärung. Der Wissenschaftler Matthews Meselson von der Harvard-Universität stellte fest, daß die verursachten Tröpfchen aus dem Darminhalt von Bienen stammen, die ihren Kot im Fluge absetzen. Auch seien die festgesetllten Toxin-Mengen minimal, unter einem Mikro-Gramm pro Tropfen. Daraus errechnete der Kölner Professor für Genetik Herbert Kneser, daß ein Mensch etwa 1000 Gramm der versprühten Substanz aufnehmen müsse, um sich tödlich zu vergiften, und er meinte nicht ohne Sarkasmus: „Vielleicht wäre es wirksamer, Steine vom Himmel zu werfen.“ Aber da hatte die Zweck-Lüge von der sowjetischen Gift-Bedrohung bereits bewirkt, was sie bewirken sollte.

Im laufenden Haushaltsjahr stehen dem USA-Verteidigungsministerium allein für Forschungen zur biologischen Kriegführung 58,5 Millionen Dollar zur Verfügung. 19 Regierungseinrichtungen und 109 Universitäten und Unternehmen sind nach Angaben des Pentagon an Forschungsarbeiten zur militärischen Nutzung moderner Biotechnologien beteiligt, wobei ein Teil der dafür benötigten Mittel überhaupt nicht im Verteidigungsbudget enthalten ist, sondern in zivile Forschungsprojekte einfließt. Die US-amerikanische Wissenschaftlerin Prof. Susan Wright traf mit ihrer Charakterisierung dieser gefährlichen Entwicklung den Kern der Sache: „Angeblich um Verteidigungsmaßnahmen gegen mögliche feindliche Waffensysteme vorzubereiten, haben die USA ein beträchtliches biologisches Forschungs- und Entwicklungsprogramm aufgenommen. Darüber hinaus wird bei Kürzung der öffentlichen Mittel für biologische Forschung zu zivilen Zwecken die Unterstützung durch das Militär erhöht, so daß Biologen unter wachsendem Druck stehen, ihre Tätigkeit an militärischen Zielen zu orientieren.“

Selbstverständlich haben die Erkenntnisfortschritte in der Gentechnik und anderen Biotechnologien auch das Interesse des Pentagon gefunden. Und wiederum werden „stichhaltige Gründe“ gefunden, einen angeblichen Vorsprung der Sowjetunion auf diesen Gebieten nachzuweisen, um damit die laufenden Arbeiten der USA zur militärischen Nutzung der neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse zu rechtfertigen. Eine ganze Artikelserie des „Wallstreet Journal“ lebte von der Behauptung, in der UdSSR würden gentechnische Arbeiten durchgeführt, die darauf hinauslaufen, ein verhältnismäßig harmloses Erkältungsvirus mit Genen des Kobra-Giftes zu manipulieren. Dieses Virus könne jeden Menschen, bis auf die „immunisierten Russen“, töten.

So paßgerecht sich das alles auch in das Bild maßgeblicher US-Amerikaner von der UdSSR als dem „Reich des Bösen“ einfügt, so durchsichtig ist die Absicht, mit der derartige Behauptungen ausgestreut werden. Die US-Army wendet sich dann auch mit ganzseitigen Anzeigen in wissenschaftlichen Zeitschriften an die Molekularbiologen, „Forschungsvorschläge von militärischer Bedeutung“ auf

den Gebieten Viruserkrankungen, Bakteriengifte, Abwehr von Nervengiften und niedrigmolekularen Giften an das „US-Army Medical Research and Development Command" in Fort Detrick einzureichen. Gesucht wird dort, was der Sowjetunion untergeschoben wird: ein Mittel gegen den größten „Nachteil" biologischer Waffen – ihre mögliche Rückwirkung auf die eigenen Truppen und die eigene Zivilbevölkerung. Deutlicher gesagt: die Sicherheit, biologische Waffen ungestraft in einem militärischen Konflikt einsetzen zu können. Die Überlegungen dazu sind fortgeschritten. Die „gentechnisch kontrollierte Pest" ist in den Bereich der rüstungspolitischen Überlegungen und Zielstellungen der aggressiven Kreise des Militärisch-Industriellen Komplexes der USA und einflußreicher Militärs gerückt. Aus diesem Grunde gibt es auch Pläne, das Dugway-Testgelände in Utah, das eigens für die Erprobung chemischer und biologischer Waffen eingerichtet wurde, mit Millionen-Dollar-Aufwand zu erweitern. Und wieder findet sich ein amerikanischer Minister, der unter dem Deckmantel der „Defensivforschung" der Nutzung moderner Biotechnologien für Rüstungszwecke das Wort redet. Verteidigungsminister Caspar Weinberger erklärte: „Für die biologische Kriegführung eröffnet das genetische Ingenieurwesen eine große Zahl von Möglichkeiten. Normalerweise harmlose, nicht krankmachende Organismen könnten so verändert werden, daß sie hochtoxisch werden oder Erkrankungen hervorrufen, die ein Gegner nicht behandeln oder heilen kann. Andere Agenzien, die heute noch als zu unstabil für Lagerung oder biologische Kriegführung gelten, könnten in ein ausreichend effektives Agens umgewandelt werden."

Im Jahre 1985 stellte das Pentagon über 70 Experimente an, die mit der Gentechnik verbunden sind. Ihre Kosten betrugen 68 Millionen Dollar. In dem vom Mai 1986 datierten Bericht an einen Ausschuß des Repräsentantenhauses des USA-Kongresses verwies das Verteidigungsministerium auf folgendes: Methoden der Gentechnik seien dazu angetan, den biologischen Krieg erstmalig zu einer wirksamen Spielart von Kampfhandlungen zu machen. Die Rede ist von einem genetisch abgewandelten Virus, das Kälte und Hitze gleichgut verträgt, sich in der Zelle festsetzt und sie dazu zwingt, für sich zu arbeiten, oder sie zerstört.

Weitere Forschungen konzentrieren sich auf die Hybridom-Technik (Herstellung von Mischzellen aus Krebszellen und Antikörper produzierenden Zellen) und auf die zielgerichtete Manipulation der Erbsubstanz von Mikroorganismen. Dem angeblichen Schutz vor biologischen und chemischen Kampfstoffen sollen Impfstoffe, weiterentwickelte Diagnosemethoden zum





GESETZBLATT

der Deutschen Demokratischen Republik

1972	Berlin, den 20. Oktober 1972	Teil I Nr. 19

Tag	Inhalt	Seite
16.10.72	Gesetz zu der Konvention über das Verbot der Entwicklung, Herstellung und Lagerung von bakteriologischen (biologischen) und Toxin-Waffen und über ihre Vernichtung	267

Artikel I

Jeder Teilnehmerstaat der vorliegenden Konvention verpflichtet sich:

1. mikrobiologische oder andere biologische Stoffe oder Toxine gleich welchen Ursprungs oder welcher Herstellungsart, die nach Art und Menge nicht für prophylaktische, schützende oder andere friedliche Verwendungszwecke bestimmt sein können,
2. Waffen, Ausrüstungen oder Trägermittel, die für den Einsatz solcher Stoffe oder Toxine zu feindseligen Zwecken oder in bewaffneten Auseinandersetzungen bestimmt sind,

zu keiner Zeit und unter keinen Umständen zu entwickeln, herzustellen, zu lagern oder anderweitig zu erwerben oder zu behalten.

B-Waffen-Konvention im Gesetzblatt der DDR vom 20. Oktober 1972

schnellen Erkennen biologischer Kampfstoffe dienen. Auch die Anpassung der menschlichen Natur an künftige Schlachtfeldbedingungen werden nicht aus dem Auge gelassen und Methoden zur Einschätzung, Kontrolle und Veränderung des menschlichen Verhaltens gesucht.

Das „U.S.-Army-Training and Doctrin Command" (TRADOC) formulierte dazu in einem Arbeitspapier aus dem Jahre 1984: „Möglicherweise werden wir human engineering brauchen, um unsere Soldaten gegen Streß zu immunisieren, so wie wir sie heute gegen Krankheiten impfen." So unhaltbar derartige wissenschaftliche Zielstellungen zum „human engineering" (Technik zur Manipulierung des Menschen) auch sein mögen, ist doch damit zu rechnen, daß antihumane Experimente zum gezielten Eingriff in die Erbsubstanz des Menschen mit militärischer Zielstellung geführt werden. Diese Gewißheit läßt sich ohne weiteres aus dem ableiten, was diesbezüglich in den USA seit langem Praxis ist. Zwischen 1949 und 1969 gab es durch Spezialeinheiten der US-Army weit über 200 bakteriologische Versuchsoperationen im eigenen Land. Sie verfolgten unter anderem das Ziel, den giftigsten aller Stoffe, das Botulinus-Toxin, mittels sogenannter Aerosole zu transportieren. In Form winziger Tropfen (Durchmesser 0,5 bis 5 Tausenstel Millimeter) schwebt dieses Gift, von dem ein Gramm zehn Millionen Menschen töten kann, mitunter tagelang in der Luft. Aerosolversuche führte die US-Army auch in der New Yorker U-Bahn durch – ohne Wissen der Bevölkerung, versteht sich.

Charakteristisch für sein menschenfeindliches Wesen, wenn es um Profitinteressen geht, ist das Unterlaufen internationaler Verträge durch die aggressivsten Kreise des Imperialismus. In der B-Waffen-Konvention aus dem Jahre 1972 wurde diese „Lücke" in der „Abwehrforschung" gefunden. Der schnelle Erkenntnisfortschritt auf dem Gebiet der Biotechnologie gebietet deshalb die ständige internationale Kontrolle. Im September 1986 fand in Genf die zweite Überprüfungskonferenz der B-Waffen-Konvention unter Teilnahme von Experten aus 67 Ländern statt. In Anbetracht der jüngsten Entwicklungen der Biowissenschaften (einschließlich der Gentechnik) setzte sich die Mehrzahl der Teilnehmer, darunter die Vertreter der sozialistischen Staaten, für eine effektive Verwirklichung des Vertrages ein. Das entspricht unserer prinzipiellen Haltung zum wohl lautlosesten und heimtückischsten aller Kriege – dem mit biologischen Mitteln – als Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Text: Dr. sc. Günter Schenke
Bild: Archiv

AR-Serie in acht Folgen über Uniformen der Sowjetarmee und Seekriegsflotte (3)

Offiziere, Fähnriche und


Paradeuniform Sommer für Offiziere (Truppendienst), außer Luftstreitkräfte und Luftlandetruppen


Paradeuniform Sommer für Fähnriche (Truppendienst), außer Luftstreitkräfte und Luftlandetruppen


Paradeuniform Winter für Offiziere und Fähnriche (Truppendienst), außer Luftstreitkräfte und Luftlandetruppen


Paradeuniform Winter für Offiziere (Truppendienst), außer Luftstreitkräfte und Luftlandetruppen, für die Paraden in Moskau, Leningrad, den Hauptstätten der Unionsrepubliken und den Heldenstädten


Paradeuniform Sommer für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende (Stabsdienst), außer Luftstreitkräfte und Luftlandetruppen


Paradeuniform Winter für Offiziere und Fähnriche (Stabsdienst), außer Luftstreitkräfte und Luftlandetruppen


Paradeuniform Sommer für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende im Truppen- und Stabsdienst der Luftstreitkräfte und Luftlandetruppen


Dienstuniform Sommer (Truppendienst) für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende


Dienstuniform Winter (Truppendienst) für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende


Dienstuniform Sommer (Stabsdienst) für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende


Dienstuniform Sommer (Stabsdienst) für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende


Dienstuniform Winter (Stabsdienst) für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende


Dienstuniform Winter (Stabsdienst) für Fähnriche


Dienstuniform Sommer (Stabsdienst) für Offiziere

Längerdienende*



Paradeuniform Winter für Offiziere und Fähnriche im Truppendienst und Stabsdienst der Luftstreitkräfte und der Luftlandetruppen



Parade-Ausgangsuniform Sommer für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende, außer Luftstreitkräfte und Luftlandetruppen



Parade-Ausgangsuniform Winter für Offiziere und Fähnriche, außer Luftstreitkräfte und Luftlandetruppen



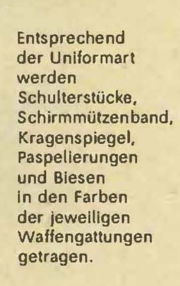
Parade-Ausgangsuniform Sommer für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende der Luftstreitkräfte und Luftlandetruppen



Parade-Ausgangsuniform Winter für Offiziere und Fähnriche der Luftstreitkräfte und Luftlandetruppen



Parade-Ausgangsuniform Sommer für Offiziere



Entsprechend der Uniformart werden Schulterstücke, Schirmmützenband, Kragenspiegel, Paspelierungen und Biesen in den Farben der jeweiligen Waffengattungen getragen.

* Längerdienende: Berufsunteroffiziere sowie weitere Armeeangehörige in vergleichbaren Dienststellungen.



Dienstuniform Sommer (Stabsdienst) für Offiziere; Fähnriche und Längerdienende tragen Regenumhänge



Dienstuniform Sommer (Stabsdienst) für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende



Dienstuniform Sommer (Stabsdienst) für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende



Felddienstuniform Sommer für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende



Leichte Dienstuniform Sommer für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende in heißen Gebieten



Winter-Felddienstuniform für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende



Winter-Felddienstuniform für Offiziere, Fähnriche und Längerdienende



Leichtes Maschinengewehr RPK-74N (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	5 150 g
Kaliber	5,45 mm
Länge	1 060 mm
Rohrlänge	590 mm
Anfangsgeschwindigkeit	960 m/s
Feuergeschwindigkeit	600 Schuß/min.
Visierreichweite	1 000 m
Magazininhalt	45 Patronen

Das leichte Maschinengewehr RPK-74N ist ein Gasdrucklader mit Drehverschluß. Seine Zweibeinlafette ist vorn am Lauf angebracht und in der Höhe nicht verstellbar. Die Waffe besitzt ein optisches Visier, kann aber auch mit einem Nachtsichtgerät eingesetzt werden. Zur Erleichterung des Transports dieses leichten Maschinengewehrs können das Zweibein nach unten und der Kolben seitlich angeklappt werden.

Aufklärungspanzer „Fox" (Großbritannien)



Taktisch-technische Daten:

Leermasse	5,7 t
Gefechtsmasse	6,1 t
Gesamtlänge	4,16 m
Breite	2,13 m
Höhe	2,03 m
Motorleistung	143 kW
Geschwindigkeit	75 km/h
Bewaffnung	1 Maschinenkanone 30 mm 1 Turm-MG 7,62 mm je 4 Nebelwurfbecher seitlich an der Turmfront
Besatzung	3 Mann

Der Aufklärungspanzer „Fox" ist ein 4 × 4-Räderfahrzeug mit einem stark abgeschrägten Bug. Sein Motor befindet sich im Heck. Dem Fahrzeug ist ein flacher Turm mit der langen Schnellfeuerkanone aufgesetzt. Die Kanone ist für Einzel- oder Sechser-Salvenfeuer von 120 Schuß/min eingerichtet. Der Fahrer hat seinen Platz vorn in der Mitte. Durch Aufrichten von seitlichen Faltwänden ist das Fahrzeug schwimmfähig.



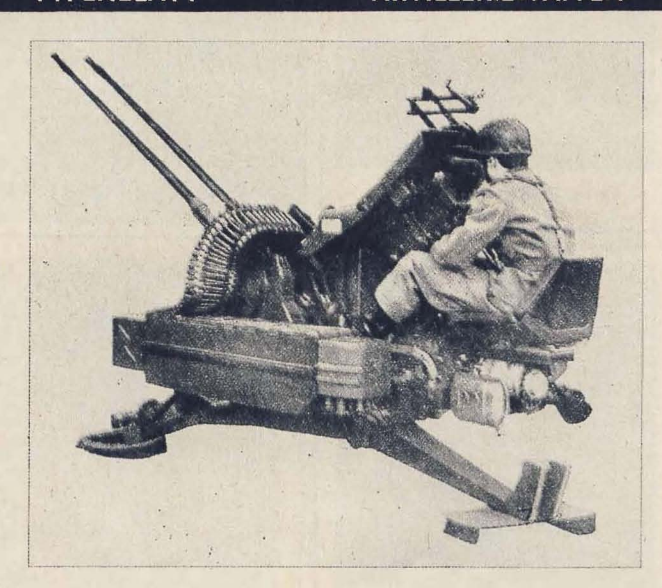
Transportflugzeug Boeing 707–320 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Startmasse	148325 kg
Länge	46,61 m
Spannweite	44,42 m
Höhe	12,93 m
Antrieb	4 Zweistromturbinen-luftstrahl-TW
Höchstgeschwindigkeit	1010 km/h
Reisegeschwindigkeit	886 km/h
Reichweite	9900 km
Dienstgipfelhöhe	12800 m
Nutzlast	24709 kg
Passagiere	189
Besatzung	4 Mann

Die vierstrahlige Boeing 707-320 ist in ihrer Militärvariante vor allem als Langstrecken-Transportflugzeug vorgesehen. Mit dem Strahltransporter können Truppen und Ausrüstung für den operativ-taktischen oder strategischen Einsatz befördert werden.

Feldkanone FK 20-2 (BRD)



Taktisch-technische Daten:

Masse	
auf Einachsfahrgestell	620 kg
in Feuerstellung	523 kg
Kaliber	20 mm
Anfangsgeschwindigkeit	1015–1100 m/s
Größte Schußweite	7000 m
Günstige Schußentfernung	bis 1500 m
Feuergeschwindigkeit	1100 Schuß/min
Seitenrichtbereich	360°
Höhenrichtbereich	−8° bis +82°
Bedienung	1 Mann

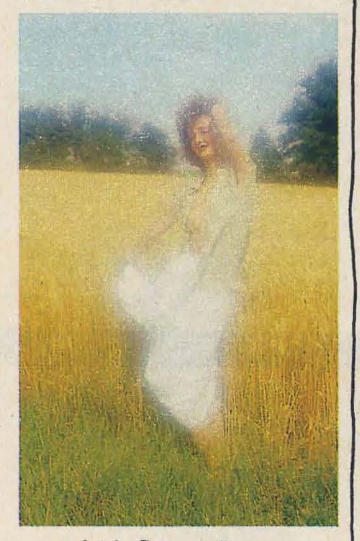
Der Einsatz dieser Zwillingskanone kann sowohl gegen Erd- als auch gegen Luftziele erfolgen. Gerichtet wird mittels Handrädern. Die Waffe besitzt ein kombiniertes, umschaltbares Zielfernrohr Zero-Z 13 für das Zielen auf Luft- und Erdziele. Zum Transport wird die Waffe mit Lafette in ein Einachsfahrgestell eingehängt. Für den Einsatz in schwierigem Gelände kann die Kanone zerlegt werden.





„Habt ihr die Strandkörbe mitgebracht?"

MM-Schlager-Tip des Monats



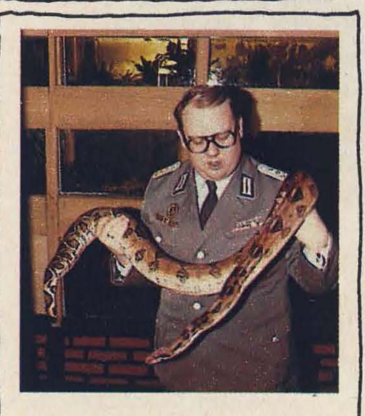
„... es ist ja Sommer"

Det jibts nur in Berlin

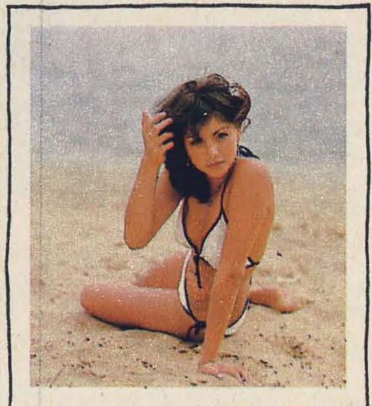
Ick sitze da und esse Klops.
Uff eenmal klopp's.
Ick kieke, staune, wundre mir,
Uff eenmal jeht se uff, die Tür.
Nanu, denk ick, ick denk: Nanu,
Jetzt isse uff, erst war se zu?
Und ick jeh raus und blicke,
Und wer steht draußen? – Icke!



„Kannst die Mütze ruhig abnehmen. Hier ist noch nie 'ne Streife langgekommen!"



Hauptmann M. scheut keine Mühe, damit sein Kompanieklub für die Soldaten ein kleines Paradies wird.
Die Schlange hat er schon.



„Übertreibst du nicht ein bißchen? 'ne rosa Badehose, nur weil du bei den Panzern bist?"

Bei der Musterung belauscht

„Ich möchte bitte nicht zur Artillerie. Ich kann das Schießen nicht hören."
„Da machen Sie sich mal gar keine Sorgen. Die schießen so laut, das werden Sie dann schon hören!"

MM-LEXIKON

**Heute: Was heißt konsequent?
Konsequent heißt nicht
mal so und dann wieder so,
sondern immer nur so.**

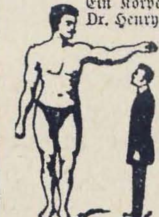


Die Reservisten Heiko B. und Jens-Jean L. sind fürs nächste Mal gut vorbereitet. Auch die beliebten Tischdienste wollen sie in jeder Lage meistern.

MM erfüllt Wünsche

**Sie wollen der Größte sein?
Aber bitte!**

Wie werde ich größer?



Ein Körperbildungssystem von Dr. Henry Waldow. **Entwickelt** schnell alle Muskeln u. **stärkt** den ganzen Organismus. Das Buch **enthält** bisher unbekannte Anleitungen, Ihre Körpergröße um 10—15 cm zu erhöhen. Preis Mk.2,20.Nachn.2,40.
Richard Rudolph
Dresden 10/306

NEUES FÜR DEN WETTBEWERB

Die meisten wissen
gar nicht, was sie
für ein Tempo haben
könnten, wenn sie
sich nur einmal
den Schlaf aus den
Augen rieben.

Christian Morgenstern



**Nicht immer
ist kalter Kaffee kalter Kaffee!**



**„Kriegste ja graue Haare
von so'n MM-Quatsch!"**

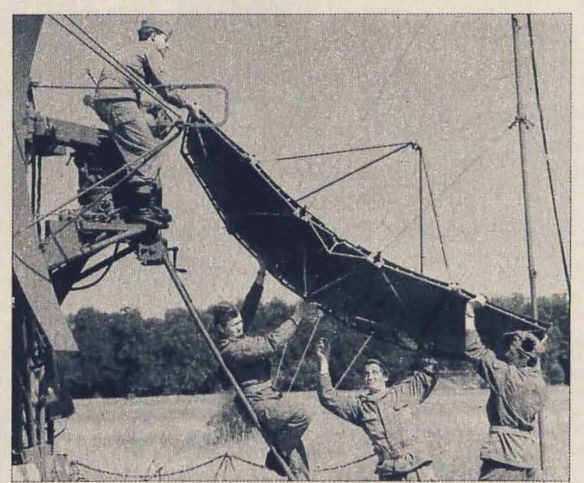
NEUE LYRIK BEI MM

Matrosens Herzeleid

*Wir sind 'ne ganz dufte Truppe
auf unsrer modernen Schaluppe.
Wär' da nicht die süße Puppe,
nach der ich mich fast zerruppe!
Die bringt mich noch auf die Kuppe...
Wenn ich zu ihr rüberhuppe
und an ihrem Blüschen zuppe,
versalzt sie mir egal die Suppe.
Ich glaube, ich bin ihr schnuppe...*

Um einen tiefen Gedanken
fassen zu können,
hatte er eine zu hohe
Meinung von sich.

MM-SPORT-REPORTAGE



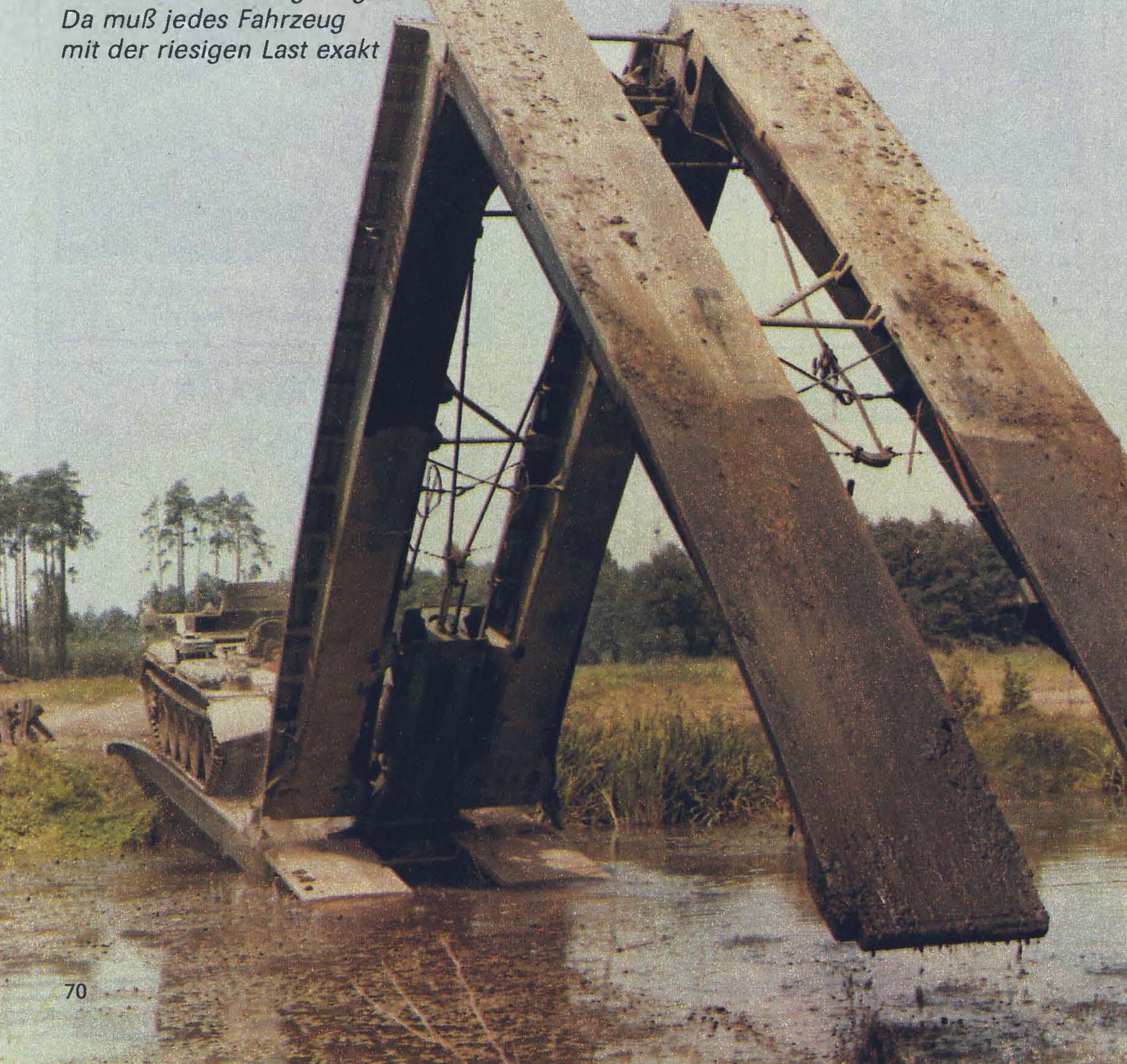
Hart bereitet sich die Besatzung um Unteroffizier Panschwasser auf die Endkämpfe um den Titel „Bestes Surf-Kollektiv" vor. Unser MM-Reporter beobachtete die Aktiven beim Trocken-Training.

KaMa & Co. wünschen Euch den schönsten August dieses Jahres.

Der morastige, breite Wassergraben ist das rechte für die Besatzungen der Brückenlegepanzer aus dem Truppenteil „Erwin Panndorf". Hier können die noch ungeübten Fahrer und Kommandanten ihr Können vervollkommnen. Zwanzig Meter lang sind die stählernen Spurbahnen. Ein Brückenlegegerät allein jedoch reicht nicht aus, das Wasserhindernis zu überwinden. Zwei weitere müssen das Werk vollenden. Akkurates Arbeiten ist auch bei dieser robusten, 40 Tonnen schweren Technik gefragt. Da muß jedes Fahrzeug mit der riesigen Last exakt auf dem schmalen Grat die Richtung halten. Da hat eine Spurbahn präzise auf der anderen zu liegen. Am hinteren Ende jeder Brücke sind an den Seiten zwei Klappen angebracht, sogenannte Aufnahmeschuhe. Sie müssen rechts und links an die bereits liegenden Spurbahnen festgehakt sein – wenn die Fahrer einwandfrei gearbeitet haben! Gutes Augenmaß und sichere Hände brauchen diese schon, um ihren Dreierbogen auszulegen und den nachfolgenden Truppen eine tadellose Überfahrt zu ermöglichen.

Text: Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Major Walter Jeromin

Dreierbogen













Für Transportflugzeuge ist's nur ein Katzensprung, der die 14 britischen Garnisonen zwischen Verden, Minden, Soltau, Duisburg und Osnabrück in der BRD vom westlich Londons gelegenen Heeres-Übungsgelände Salisbury Plain trennt. Auf dessen schweißgetränkter Ebene wird die Gefechtsausbildung der Britischen Rheinarmee (British Army on the Rhine – BAOR) eine besondere Note erhalten: „In dem Dreieck zwischen den Ortschaften Tilshead, Shrewton und Chitterne", hieß es in der „Süddeutschen Zeitung" vom 28. 11. 1986, „soll ein deutsches Dorf als Kulisse für das Kriegsspiel gebaut werden: mit Kirche und Schule, Gasthaus und Krämerladen und einem Kriegerdenkmal mittendrin. Knapp hundert Häuser ... sollen hier für umgerechnet 20 Millionen Pfund gebaut werden. Kein Priester wird das Gotteshaus weihen, dessen Turm 25 Meter hoch ins Land ragen wird." Ein Trainingskomplex mit Aussicht auf den potentiellen Kriegsschauplatz der NATO – auf Mitteleuropa. „Im künftigen deutschen Dorf", so das Blatt, „kann ein ganzes Bataillon, von schwerem Gerät

Ihrer

unterstützt, den Häuserkampf ausprobieren."

Die Rheinarmee bereitet sich also für einen Krieg auf deutschem Boden vor. Sie ist der Kern der britischen Landstreitkräfte und der sogenannten Zentralfront der NATO zwischen Hamburg und Bayerischem Wald unterstellt. In der Armeegruppe Nord (NORTHAG) dieses Kommandobereiches nimmt die Rheinarmee als Partner des 1. Armeekorps der Bundeswehr, des I. niederländischen und I. belgischen Korps sowie vorgeschobener Teile des III. US-Armeekorps eine militärische Schlüsselstellung ein.

Sir Farndales „Vorneverteidigung"

Ebenso wie das 1. Armeekorps der Bundeswehr, bestehend aus drei Panzerdivisionen und einer Panzergrenadierdivision, ist auch die Britische Rheinarmee panzerstark. Dies verdeutlicht ihre konsequente Einfügung in ein Konzept, das die günstigen Geländebedingungen der norddeutschen Tiefebene als „Panzerrollbahn" gegen den Osten auszunutzen versucht. Bewußt mißverständlich wird dieser Entwurf im 1986 veröffentlichten britischen Militär-Weißbuch als „Vorneverteidigung des europäischen Festlandes" umschrieben.

Laut „Frankfurter Allgemeine Zeitung" vom 25. März 1987 „politisch von großer Bedeutung", stellt die Rheinarmee ein sehr kampfkräftiges und zuverlässiges Element der antisozialistischen Vorwärtsstrategie der NATO in Mitteleuropa dar. Ihr Frontabschnitt ist 60 Kilometer breit. Und sie wird in Struktur, Bewaffnung und Ausbildung den Erfordernissen einer NATO-Aggression intensiv angepaßt; unter dem stupide strapazierten Vorwand, sich auf „die Möglichkeit eines sowjetischen Überraschungsangriffs" einzustellen. Ihn ließ General Sir Martin Farndale, seines Zeichens Oberbefehlshaber der BAOR, in der „Frankfurter Allgemeinen" vom 8. September 1986 kolportieren – als seine bisher einzige Antwort auf die im Budapester Appell der Warschauer Vertragsstaaten vom 11. Juni gleichen Jahres enthaltene Erklärung, die Staaten des sozialistischen Verteidigungsbündnisses würden niemals und unter keinen Umständen, es sei denn, sie selbst würden das Objekt einer Aggression, Kriegshandlungen gegen einen anderen Staat führen, weder in Europa noch in einer anderen Region der Welt.

Majestät Fronttruppe

„Vorneverteidigung, dafür ist auch Farndale", umreißt das großbürgerliche BRD-Blatt die stereotype Denkwelt jenes Briten, der sich in diesem Zusammenhang ausdrücklich für FOFA erklärte; für ein aus den USA überkommenes Blitzkriegskonzept, das die NATO-Strategie in Mitteleuropa noch gefährlicher gemacht hat: „Follow-on-forces-attack" – „Angriff gegen die nachfolgenden Kräfte" des Gegners, die Farndale „auf weite Distanz und mit großer Genauigkeit bekämpfen will". Mittels der Land- und der Luftstreitkräfte der NATO-Zentralfront. Per Luftland-Schlacht sollen Angriffsoperationen gegen die erste Staffel der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Vertrages geführt werden, mit gleichzeitigen Schlägen in die Tiefe ihrer strategischen Entfaltung.

Welche Dimensionen FOFA und Luftland-Schlacht besitzen, ließ die der Bundeswehrführung nahestehende „Europäische Wehrkunde" in ihrer diesjährigen Februar-Ausgabe durchblicken: „Durch FOFA muß ein breites Zielspektrum abgedeckt werden – z. B. Festziele wie Brükken und Verkehrsknotenpunkte, bewegliche Ziele wie Gefechtsstände und marschierende Panzerkolonnen – in Bereichen unmittelbar hinter der kämpfenden Truppe auf dem Gefechtsfeld bis etwa 500 Kilometer in der Tiefe des gegnerischen Raumes."

500 Kilometer östlich der Trennlinie zwischen NATO und Warschauer Vertrag? Eine Zielzuweisung bis hinein in die Volksrepublik Polen, die Sir Farndale zufolge auch für die Britische Rheinarmee gilt. Merkwürdig – diese „Vorneverteidigung" hinter der Oder, ostwärts in Richtung Weichsel und Neman. Die östliche Grenze des Operationsbereiches der NATO-Zentralfront ist dieser sowjetische Grenzfluß. Bis dorthin plant deren Oberbefehlshaber die „tiefen Schläge" konventioneller und nuklearer Waffensysteme. Seinen Posten besetzt übrigens immer ein BRD-General, dem innerhalb der NATO-Kommandostruktur auch die Armeegruppe Nord sowie die 2. Taktische Luftflotte der NATO unterstehen. Farndale weiß also, wessen Befehle er auszuführen hat. Daran ist nicht zu zweifeln. Wußte er sich doch auch in diesem Frühjahr völlig eins mit Bundeswehr-Generalinspekteur Wellershoff, als es galt, die von der UdSSR vorgeschlagene

Null-Lösung für die in Europa stationierten US-amerikanischen und sowjetischen Mittelstreckenraketen zu attackieren.

Einen Traumkrieg im Kalkül

Weitaus deutlicher als der heutige Chef der Britischen Rheinarmee hatte sich einer seiner Vorgänger zum Auftrag der mitteleuropäischen NATO-Hauptstoßgruppierung geäußert: General Sir John Hackett – in seinem Anfang der 80er Jahre erschienenen Buch „Der Dritte Weltkrieg". Gestützt auf die Planungsreferate des Brüsseler NATO-Hauptquartiers und zahlreiche ebenso anonyme wie hochgestellte Ratgeber, entwarf dieser eiskalte Stratege das Bild eines begrenzten Kernwaffenkrieges, in dem die sowjetische Stadt Minsk – dank des Einsatzes einer britischen U-Schiff-Atomrakete wohlgemerkt – in Flammen untergeht und die NATO einen gloriosen Sieg davonträgt. Mit einer solch makabren Story wollte Hackett natürlich militanten Antisowjetismus schüren, vor allem aber das Hochrüstungsprogramm der NATO anheizen. Vom Grundzug her kleckste er in grellen Farben die Illusion der aggressivsten Führungskreise der USA an die Wand, wonach jene glauben, einen Krieg auf Europa begrenzen und ihr eigenes Territorium den Antwortschlägen der Verteidiger entziehen zu können. In eben diesem Sinne wurde die amerikanische Konzeption von FOFA und Luftland-Schlacht auch für die anderen NATO-Streitkräfte in Europa verbindlich eingeführt.

Die Rheinarmee erweist sich als gelehriger Schüler dieser selbstmörderischen Lehre, besonders als Teilnehmer der alljährlichen NATO-Herbstmanöverfolgen. Bei „Crossed Swords – Gekreuzte Schwerter" 1986 schlugen sich die Briten mit Teilen der Bundeswehr und der 7. USA-Feldarmee, bei „Lion-Heart – Löwenherz" 1984 wurde die Rheinarmee per Luft- und Seetransport fast auf Kriegsstärke aufgefüllt. Und „Herbstschmiede 85" sah die 4. Brigade der 3. Panzerdivision der BAOR an der Seite des 1. Armeekorps der Bundeswehr, das mit Teilen – erstmals bei solch einem Manöver – die Elbe forcierte.

Bis jetzt ist aus dem britischen Hauptquartier in Rheindahlen kein Wort darüber zu vernehmen, daß ein Raketenkernwaffenkrieg weder Sieger noch Besiegte hinterlassen würde. Er aber dürfte auch die Geschichte der Rheinar-









(Abb. v.o.n.u.)

Bei einem Manöver: britischer Senkrechtstarter „Harrier" während des Starts

Britische Luftlandesoldaten üben den Krisen-Einsatz auf BRD-Territorium

„Challenger"-Besatzung bei der feldmäßigen Wartung ihres Kampfpanzers

Stiefelputz in Erwartung eines Besuches Ihrer Majestät, der Königin ...

mee, auf die man so stolz ist und die im Mittelpunkt einer geradezu elitär gehaltenen Traditionspflege steht, jäh beenden.

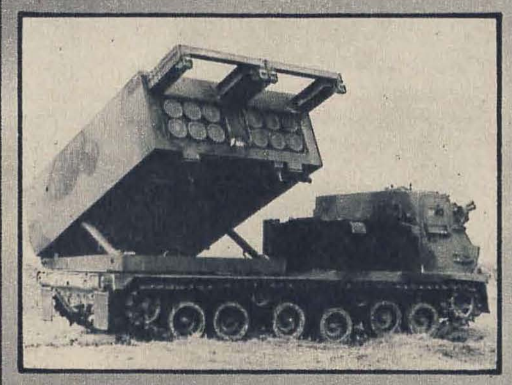
Sämtliche elf Panzerbataillone tragen Namen, die mit der britischen Präsenz in Kolonialkriegen, im Korea-Krieg der USA von 1950 bis 1953, aber auch an der Seite der Antihitlerkoalition verwoben sind. In Hildesheim, Fallingbostel und Paderborn gibt es das 1., das 2. und 3. „Königliche Panzerregiment", reduziert auf jeweils ein Bataillon. Andere Bataillone führen ihr Herkommen auf die Husaren, Dragoner oder Lancers – die Ulanen des früheren britischen Heeres zurück.

Erfahren, gedrillt, zum Angriff bereit

Seit 1984 umfaßt ein Panzerbataillon der BAOR jeweils 583 Mann und 57 Kampfpanzer. Gegenwärtig wird erwogen, die Zahl der Panzer auf 43 zu verringern, um ein zwölftes Bataillon aufstellen zu









(Abb. v.o.n.u.)

Tiefflieger-Abwehrrakete „Rapier" der BAOR. Im Vordergrund: optisches Verfolgungsgerät

Im Probeanschlag – das Sturmgewehr SA-80

Wurde im April einem ersten Versuch unterzogen: ein britischer Mehrfachraketenwerfer, der AP zufolge Munition verschiedener Art verschießen kann

Eine Bataillonskapelle der Britischen Rheinarmee beim Zeremonientraining

können. Damit nähern sich die Briten dem Heeresstrukturmodell der Bundeswehr, deren Panzerbataillone je 41 Kampfpanzer besitzen.

Für den Gefechtsfall werden Kampfgruppen in Bataillonsstärke geplant, in denen Panzer- und Panzergrenadierkompanien, Artillerie, Einmann-Fla-Raketentrupps, Pioniere und Hubschrauberkräfte vereinigt sein sollen. Zum Kampf auf deutschem Boden.

Die Gefechtsausbildung, verbunden mit systematischer Antikommunismuspropaganda, ist vielseitig und sprengt den territorialen Rahmen: Ein großes Übungsgelände steht der BAOR in Kanada zur Verfügung. Angehörige der Rheinarmee führen „Abenteuertraining" im afrikanischen Dschungel von Zaire und im norwegischen Polargebiet durch. Kampfkraftverstärkung erwartet man auch durch Truppenverlegungen von den Falklandinseln (Malwinen) in die BRD. Und zahlreiche Soldaten der Rheinarmee haben Kampferfahrungen im Verlauf der bürgerkriegsähnlichen Exzesse in Nordirland gewonnen.

Zu harter Gefechtsausbildung und exotischem Abenteuertraining kommt die Gewöhnung an immer neue Waffensysteme. So erhielt die BAOR als erste das neue Sturmgewehr SA 80 der Firma Enfield, ebenso den Kampfpanzer „Challenger". Manches wurde standardisiert: Die BAOR-Artilleriebrigade verfügt wie die Divisionsartillerie der Bundeswehr über die 155-mm-Feldhaubitze 70, mit der Atomgranaten

verschossen werden können. Und wie die Bundeswehr wird auch die Rheinarmee den mittleren reaktiven Werfer MRLS erhalten. Schließlich ist wie in den schweren Jagdbombergeschwadern der Bundeswehr auch in der Royal Air Force Germany der „Tornado", dieser in die Erstschlag-Konzeption der NATO eingebundene Kernwaffenträger, im Einsatz.

Für den NATO-Herbst 1987 wird im Hauptquartier von BAOR und NORTHAG längst gerüstet. Innerhalb der kommenden „Herbstschmiede"-Manöverserie steht „Reforger 87" an. Zum Umfeld dieser jüngsten, mit 35 000 heranzuführenden USA-Soldaten bisher größten Überführungsübung aus Übersee in die BRD gehört die Übung „Certain Strike" („Sicherer Schlag"). Partner der importierten US-Divisionen ist die Armeegruppe Nord. Da als Schauplatz die BRD-Länder Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen genannt werden, ist ein provokatorischer Truppenaufmarsch an der Staatsgrenze zur DDR zu erwarten. Viele der insgesamt 78 000 zum „Sicheren Schlag" mobilisierten NATO-Soldaten werden Briten sein – gepanzerte „Husaren" oder „Dragoner", oder Artilleristen an Feldhaubitzen und Raketenabschußrampen. Möglicherweise haben sie dann schon eine Ortskampfausbildung auf Salisbury Plain hinter sich.

In seiner Ausgabe 11/86 berichtete „loyal", das BRD-„Wehrmagazin", von einem ersten „gemeinsamen" Besuch der britischen Premierministerin Thatcher und ihres bundesdeutschen Amtskollegen Kohl bei der Britischen Rheinarmee, dem sich eine Visite bei der Royal Air Force angeschlossen hatte. Beide Politiker hätten danach „übereinstimmend betont", die BAOR wie die RAF „zeichne sich durch Professionalität und einen besonderen Geist aus und leiste hiermit einen wichtigen Beitrag zur Verteidigung des freien Europas". Nun mögen Gewerbe und Geist jener Streitmacht unbestritten sein. Was hingegen ihren Beitrag zur „Verteidigung des freien Europas" betrifft, so ist dies doch wohl samt und sonders eine Frage des geopolitischen Standpunktes ihrer Repräsentanten und Ideologen, die Europas Freiheit auf recht merkwürdige, weil friedensbedrohliche Weise demonstrieren. Die Kirche des „deutschen Dorfes", das als Kulisse für das Spiel mit dem Krieg herhalten muß, bleibt stumm. Aber in Rheindahlens „britischer Stadt" – so die „Westfälische Rundschau" am 25. März dieses Jahres – gibt es außer der „Königin-Avenue", neben Golfplätzen, Kneipen, Schwimmbad und Gymnasium auch ein anglikanisches Gotteshaus. Herab von dessen Kanzel – im Kernwaffenzeitalter dringender denn je geboten – auch eine Stimme der Vernunft? Sie wäre ihrer Majestät Fronttruppe nur zu wünschen.

Text: Kurt Henze
Bild: Archiv
Fotomontage: H.-U. Kutzner

Die Britische Rheinarmee (BAOR)

Gesamtstärke zu Jahresbeginn: 55 977 Mann
Kriegsstärke: 135000 Mann
Die BAOR ist das größte Auslandskontingent der britischen Streitkräfte. Zum Vergleich: In Hongkong sind 8 945, auf Zypern 4464, auf den Falklandinseln (Malwinen) etwa 2000, auf Gibraltar 1 947, in Belize 1 500 britische Soldaten stationiert.

Gliederung der BAOR: Drei Panzerdivisionen mit insgesamt elf Panzerbataillonen; eine Artilleriebrigade (sie verfügt über atomare Gefechtsfeldwaffen), drei Heeresfliegerregimenter und eine in Großbritannien stationierte Infanteriedivision. Hinzu kommt die Infanteriebrigade Westberlin mit 3000 Mann.

Bewaffnung: 800 mittlere Panzer, davon 200 des Typs „Challenger" (Herausforderer); 2000 weitere gepanzerte Gefechtsfahrzeuge, 12 taktische Raketensysteme „Lance" (Kernwaffenträger) und 240 Artilleriegeschütze.

Die Führung erfolgt durch einen Korpsstab (I. britisches Korps). Er befindet sich in Bielefeld. Der Oberbefehlshaber der BAOR – mit Stab in Rheindahlen bei Mönchengladbach – befehligt in Personalunion die Armeegruppe Nord (NORTHAG) des NATO-Kommandobereiches Mitteleuropa (mit dem 1. AK der BRD sowie US-amerikanischen, niederländischen und belgischen Kontingenten).

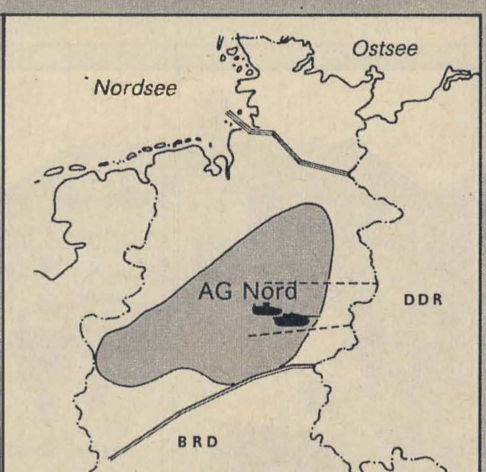
Die britischen Luftstreitkräfte in der BRD (RAFG)

Sie – die Royal Air Force Germany – unterstehen nicht der Rheinarmee. Ihr Befehlshaber kommandiert in Personalunion die 2. Taktische Luftflotte der NATO mit Geschwadern der BRD, der Niederlande, Belgiens und der USA.
Stärke der RAFG: 10571 Mann

Gliederung: Zwölf Flugzeug- und zwei Hubschrauberstaffeln; darunter zwei Jagdbomber-Staffeln Phantom FGR-2, sechs Jagdbomber-Staffeln Tornado (Kernwaffenträger), eine Aufklärungsstaffel Jaguar. Das RAF-Regiment der RAFG verfügt über vier Staffeln Fla-Raketen „Rapier" zur Truppenluftabwehr.

Alle Zahlenangaben sind offiziellen NATO-Quellen entnommen.

Dislozierungsraum und Handlungsstreifen der Britischen Rheinarmee (I. AK GB) (nach NATO-Ansicht)



Fortsetzung von Seite 25

Toten aber lagen im Mais – sowohl die, die vor kurzem gefallen waren, als auch die vom vorigen Angriff –, der Schnee hatte alle zugedeckt und dem weißen Boden gleichgemacht. Wie aus einem Traum erwachend, dachte ich, als ich auf sie blickte: Sie liegen, sie haben Ruhe, du aber rennst noch und liegst nachher ebenso da.

Aber die Jugend ist eine erstaunliche Zeit: du schläfst eine Stunde wie ein Toter, und dann lebst du wieder und willst leben. In einem verlassenen Haus fand ich auf dem Fußboden eine große silberne Medaille – ein Läufer zerreißt mit der Brust das Zielband – und heftete sie mir an die Feldbluse, um meine Aufklärer aufzuheitern; wir waren gerade auf dem Rückzug zur Donau. Gut, daß ich in der Aufmachung nicht Komardin unter die Augen gekommen bin, er hatte nicht viel Sinn für Humor.

Und dann der neunundzwanzigste Januar, jener Tag, der auch für Trofimytsch auf seine Art denkwürdig ist. Übrigens, damals achtete ich nicht besonders auf das Datum. Es gab den Tag, die Nacht, es gab das Morgengrauen, in dem die Artillerievorbereitung und der Angriff beginnen, es gab die Stunde, in der es dunkelt, all das hatte einen Sinn, aber die Daten selbst bedeuteten gar nichts, wie sie wohl auch für die Steinzeitmenschen nichts bedeutet haben. Aber es muß der neunundzwanzigste Januar gewesen sein. Wir hatten uns schon auf das Dorf Val zurückgezogen. Der Morgen dämmerte, ganz mit Nässe gesättigt, unsere Stiefel, unsere Mäntel – alles war feucht.

Irgendwie buddelten wir einen kleinen Graben für die Beobachtungsstelle und wärmten uns gegenseitig darin. Plötzlich erschien genauso einer wie ich, der Kommandeur des Führungszuges einer Batterie, Oberleutnant Romanow, mit drei Aufklärern und dem Befehl, festzustellen, wo die Deutschen waren. Denselben Befehl hatte ich, ich war mit meinen Aufklärern vorgekrochen und vierhundert Meter von hier auf die Deutschen gestoßen, mit denen wir uns auf gut Glück gegenseitig befeuert hatten; Infanterie war nicht vor uns. Das alles hatte ich dem Abteilungskommandeur gemeldet. Aber unser Abteilungskommandeur hatte wenig Rückgrat: sooft man es ihm befahl, so oft jagte er die Leute vor, er nahm nicht gern was auf die eigene Kappe.

Ich riet Romanow: Warte hier ab, und dann kannst du ruhig melden. Er schwankte, es fiel ihm nicht leicht, sich zu entscheiden. Fast doppelt so alt wie ich, hatte er den ganzen Krieg über im Fernen Osten gedient, war erst vor ein paar Monaten an die Front gekommen. Das bedrückte ihn, als wenn er sich vor allen schuldig fühlte.

Die Aufklärer hatten natürlich keine Lust, unnütz vorzugehen, sie hatten den Krieg reichlich genossen. Andererseits, wenn er ihnen befohlen hätte, hier sitzen zu bleiben, hätten sie ihn als erste verachtet. Und sie zeigten auch keine Freude, als er befahl, trotzdem vorzugehen: Was ein weicher Mensch auch befiehlt, stets werden alle unzufrieden sein. Sie gingen fort in den Nebel und waren verschwunden. Bald darauf flogen unsere Schlachtflieger niedrig über uns hinweg – die Deutschen zu bombardieren. Vorn hörten wir die Detonationen der Bomben und ein dumpfes Schießen. Dann kamen die Flugzeuge nacheinander zurück, flogen wieder über uns hinweg. Der Abteilungskommandeur rief mich mehrmals an den Apparat: Ist Romanow da? Wo ist Romanow?

Auf einmal sahen wir durch den nassen Schnee die Aufklärer angeplatscht kommen, sie trugen eine schwer durchhängende Zeltbahn, zwei vorn, einer hinten, der hielt beide Zipfel. Wir wußten gleich, wen sie brachten. Sie kamen näher, legten die Zeltbahn nieder, setzten sich und rauchten.

Ich weiß noch, er lag auf der Zeltbahn im nassen Schnee, als sei er geschrumpft. Die Aufklärer rauchten, schöpften Atem, erzählten, was geschehen war. Als sie die Flugzeuge gehört hatten, hatten sie sich sofort in den Schnee geworfen und auch ihm zugerufen: „Schmeiß dich hin, Leutnant, schmeiß dich hin!“ Doch er blieb stehen: „Das sind doch unsere!“ Vielleicht fürchtete er, sich vor den Soldaten zu blamieren. Aber wie sollten die Flieger wissen, wo die vorderste Linie war, wenn er das noch nicht festgestellt hatte, wenn nicht einmal unsere Infanterie vorn war. Der Oberleutnant Romanow wurde postum mit dem Rotbannerorden ausgezeichnet. Und der Tag war trüb wie der heutige.

Nach alter Gewohnheit nimmt Trofimytsch einen kleinen Spiegel, schwenkt ihn hinter mir, zur einen Seite, zur anderen. „Die Schläfchen! ... Die Kante! ...“

Seltsam, einfach unwahrscheinlich, wenn man aus jener Zeit herausschaut und sich vorstellt: Elektrizität, Nickel, Spiegel, der schneeweiße Kittel ...

„Sehr schön“, sage ich. „Besser geht es nicht!“

Doch Trofimytsch muß ein bißchen gekränkt sein. Er brummt: „Ich weiß nicht ... Wenn das nicht gut ist, dann verstehe ich gar nichts mehr ... Der Kopf ist einfach wie geschliffen!“ Vielleicht hat es das alles gar nicht gegeben? Aber sie kommen in den Träumen zu mir, immer noch träume ich von ihnen, die schon so lange nicht mehr sind. Längst wachsen Städte oder Korn über ihnen, aber im Traum leben sie, ich erkenne ihre Gesichter, an die ich mich, wenn ich wach bin, nicht erinnere, sie sprechen mit mir, nur ihre Stimmen sind aus irgendeinem Grund nicht zu hören.

Diese Erzählung befindet sich auch in einem Band sowjetischer Kriegserzählungen, die wir ebenfalls zum Lesen empfehlen möchten. Das Buch trägt denselben Titel und erschien im Verlag der Nation Berlin.

Mit Dienstauftrag Nr. 07/740183 meldete sich AR an einem Dienstagfrüh beim Leiter des Wehrkreiskommandos Aue, um mitzuerleben, was an diesem Tag wie in allen Staatsorganen auch hier angesagt ist:



Oberst Siegfried Haessler in der Sprechstunde

Von der Auer Talstraße aus wirkt das Gebäude wie eine Residenz. Lang hingestreckt auf einer leichten Anhöhe gelegen, zu der man einen breiten Weg und dann ein gut Dutzend Treppenstufen hinaufsteigen muß, bezieht es seine Würde aus dem vorgezogenen spitzen Giebel. Der Eindruck setzt sich im Innern fort. Von der Eingangshalle führen zwei Treppen nach oben, wo sie sich zu einer einzigen vereinen. Rechterhand im zweiten Stockwerk das Zimmer des Leiters des Wehrkreiskommandos Aue, nicht minder achtunggebietend: etwa zehn Meter lang, bis an die Decke reichende Fenster, Konferenztisch mit acht Stühlen, wuchtige Schränke, eine Couchecke; am Ende der Schreibtisch mit mehreren Telefonen, Wechselsprechanlage. Da könnte sich durchaus Beklommenheit einstellen, wenn man fremd hier hinein kommt, Unsicherheit und der Wunsch, diesen Weg vielleicht doch lieber nicht gegangen zu sein.

Dienstag. Sprechtag des Wehrkreiskommandos und Sprechzeit seines Leiters von 9 bis 12 Uhr.

Wird jemand kommen? Wer wird dies sein? Was wird er wollen? Und vor allem: Wie wird sein Anliegen, wie wird er selbst aufgenommen werden?

Oberst Siegfried Haessler sitzt um neun Uhr nicht in seinem Zimmer. Es ist Musterung, mithin führt er unten im Erdgeschoß den Vorsitz in der Musterungskommission. Aber auch da ist er nicht nur Sprecher, sondern zu sprechen.

Kai H. wird aufgerufen. Er erfährt, daß er diensttauglich ist. Und so steht seinem Wunsch, Berufsoffizier zu werden, nichts entgegen – zumal er im Abi mit einer Zwei rechnet. Jedoch, da gibt es ein Problem: „Bei der GST mache ich die Kfz-Fahrausbildung. Theorie ist gelaufen. Aber der Direktor stellt mich nicht für die Fahrstunden frei!"

Oberst Haessler fragt nach der Schule. Antwortet: „Melden Sie sich in den nächsten Tagen beim Direktor, ich rufe ihn noch heute an. Egal wie, aber es wird sich ein Weg finden, daß Sie sowohl ordentlich das Abitur machen können als auch die Fahrschule bei der GST. Und wenn es wider Erwarten dennoch Schwierigkeiten geben sollte, rufen Sie an oder kommen Sie selbst vorbei."

Weiter geht's.





zeit

Mit Michael A., der Elektronikfacharbeiter lernt und später in dieser Richtung studieren will, wird ein Gespräch vereinbart, um zu prüfen, ob sich für den künftigen Offizier auf Zeit eine dementsprechende Einsatzmöglichkeit in der Nationalen Volksarmee finden läßt. Auf die Frage von Jörg H. hin ruft der Oberst den Musterungsarzt herein; der bestätigt noch einmal, daß der komplizierte Armbruch, den Jörg hatte, nicht seine Diensttauglichkeit für die Volksmarine mindert. Jens S. will wissen, was denn nun Sache sei: Er habe sich als Fähnrich beworben, plötzlich stehe in seinen Unterlagen etwas von Berufsunteroffizier. Ein prüfender Blick in die Papiere, und Oberst Haessler erklärt: „Klar, es bleibt dabei, Sie werden Fähnrich! Da ist versehentlich eine falsche Eintragung vorgenommen worden. Ich kann nur sagen: Entschuldigung. Wie ich sehe, lernen Sie Instandhaltungsmechaniker. Ich wünsche Ihnen einen guten Facharbeiterabschluß; der ist wichtig für Ihre militärische Laufbahn."

Das Telefon klingelt. Der Diensthabende teilt mit, daß ein Bürger den Leiter des Wehrkreiskommandos sprechen wolle. Damit ist für die Musterungskommission Pause.

Der da Minuten später in das respekteinflößende Arbeitszimmer tritt, verharrt nicht auf der Schwelle, sondern geht unbekümmert auf den Oberst zu, drückt ihm die Hand, folgt seiner Aufforderung zum Platznehmen.

Gefreiter d. R. Stephan W. soll für drei Monate zur Reservistenqualifizierung. Nichts dagegen, aber der vorgesehene Termin passe ihm nicht so recht in den Kram. Er wohnt mit seiner Frau und einem Kind, ein zweites ist unterwegs, im Haus der Eltern. Zwei Zimmer haben sie dort. In vierzehn Tagen zieht die Schwester aus, dann kriegen sie nochmal zwei dazu. Also müsse umgeräumt, aber auch umgebaut werden. Wäre da nicht eine Zurückstellung vom Reservistenwehrdienst gerechtfertigt?

Oberst Haessler stellt Fragen.

„Was sind Sie bei der Armee gewesen?"

„Richtlenkschütze."

„Sind die Baumaßnahmen schon angemeldet? Haben Sie bereits einen Baubetrieb und Material?"

„Das nicht. Vater und ich, wir wollen das selber machen."

„Ist da aber zuerst nicht eine Statikberechnung nötig, eine Bauzeichnung und Baugenehmigung?"

„Ja, ja, das wird schon nötig sein ..."

Der Leiter des Wehrkreiskommandos bedauert: Da die Vorbereitungen für den Umbau noch etliche Zeit in Anspruch nehmen und die zusätzlichen zwei Zimmer, wie Stephan W. bestätigt hatte, unabhängig davon schon genutzt werden können, gibt es keinen triftigen Grund, die Einberufung zu verschieben. „Außerdem wissen Sie als Richtlenkschütze ja, wieviel und wie oft man gerade in dieser Funktion üben muß, um die Panzerabwehrlenkrakete treffsicher ins Ziel zu steuern. Gerade heraus gesagt: Die Armee braucht Sie. Und was den Umbau betrifft, so kann Vater inzwischen die erforderlichen Berechnungen anstellen lassen, die Baugenehmigung einholen und sich um das Material kümmern. Wenn Sie im August wieder zurück sind, kann es dann losgehen."

Hat Siegfried Haessler gut reden?

Ganz gewiß nicht. Viele Jahre war er Kommandeur eines mot. Schützenregiments. Mithin weiß er, was in der Truppe los ist und was von ihr verlangt wird, kennt ihre Probleme und vermag auch einzuschätzen, welche Aktivposten namentlich die Richtlenkschützen darstellen. Mit der Stärke der Panzerabwehr steht

und fällt die Kampfkraft des Truppenteils. Und was das Bauen betrifft, so kennt er sich insofern ein wenig aus, als der Mitfünfziger mit dem Gedanken an ein Eigenheim spielt: Aue soll sein letzter Dienstort werden, und hier will er sich endgültig niederlassen ...

Im Erzgebirge fühlt er sich wohl. Auch wenn die Abraumhalden der Wismut, auf die er aus den Fenstern seines Arbeitszimmers blickt, erst spärlich bewachsen sind. Mit den Wismutkumpels löffelt er jeden Mittag sein Essen, und erzgebirgisch hat er über die Jahre ebenfalls gelernt. Vor allem aber: er versteht sich mit den Leuten. Hier nimmt man kein Blatt vor den Mund; man sagt, was man denkt. Ohne Drumherum. Genauso hält es der Oberst. Sein Lieblingswort, wenn es um den Dienst in der NVA und den Wehrdienst auf Zeit oder in militärischen Berufen ganz speziell geht: „Keine Schlaraffenlandschilderungen!"

Ich erlebe es, als er wieder in der Musterungskommission sitzt. Uwe R. ist hereingerufen worden. Er hätte Interesse, drei Jahre bei den Grenztruppen zu dienen, wenn er Hundeführer werden könnte. Hintergrund: Er hat zu Hause selbst zwei Hunde. „Straßenmischungen" allerdings, wie er ein wenig verschämt gesteht. Von Oberst Haessler erfährt er: „Gerade heraus – dafür sind die Chancen gleich null. Es werden nur relativ wenig Hundeführer gebraucht. Außerdem sollten sie schon Erfahrungen im Umgang mit Hunden und in der Tierpflege mitbringen, möglichst Hundesportler mit ersten Erfolgen und Erfahrungen im Bezirksmaßstab sein. Aber da wir ja heute Musterung haben und es hier um Ihre Diensttauglichkeit geht, fallen die Würfel erst bei der Einberufungsüberprüfung. Viel Hoffnung mache ich Ihnen da, was den Hundeführer betrifft, allerdings nicht. Trotzdem sollten Sie bei Ihrem Entschluß bleiben, Unteroffizier auf Zeit zu werden. Also dann: Glück auf!"

Mit eben diesem Bergarbeitergruß kommt dem Leiter des Wehrkreiskommandos ein weiterer Bürger entgegen, der die Sprechzeit nutzen will: Fähnrich d. R. Mathias S. Im April 1986 hatte er seine Dienstzeit beendet und wurde entlassen. An seinem ehemaligen Standort hat er noch eine Dienstwohnung, möchte aber gern nach Aue oder Schlema umziehen. Bei der Wismut, wo er arbeitet, hat er einen Wohnungsantrag gestellt. „Es tut sich nichts, man schickt mich von Pontius zu Pilatus!"

„Sehen wir erst mal nach, was die Förderungsverordnung aussagt", meint Oberst Haessler. Er hat sie in Sekundenschnelle zur Hand und liest laut: „... die Räte der Bezirke haben Maßnahmen festzulegen, damit den Bürgern, die mindestens 10 Jahre aktiven Wehrdienst in militärischen Berufen geleistet haben, die Zuweisung von angemessenem Wohnraum innerhalb von 18 Monaten nach der Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst gesichert wird ..."

Er wendet sich nach links, greift zu einem der Telefonhörer und wählt eine Nummer.

„Glück auf! Hier Wehrkreiskommando, Oberst Haessler. Geben Sie mir doch bitte mal den Direktor!"

Pech: Der Direktor ist eingefahren. Zwei weitere Nachfragen ergeben, daß sich mit ihm auch der Parteisekretär und der BGL-Vorsitzende unter Tage befinden.

WERKSTATTWOCHE

Es war zu Beginn der 60er Jahre in einem Regiment der NVA. Die FDJ hatte die Singebewegung entdeckt. Mit ihr kamen neue Begriffe auf; auch solche, die nicht recht verständlich waren.

Das neue Ausbildungsjahr wurde vorbereitet. Die Truppenteile erhielten vom Divisionskommandeur die „Aufgabenstellung für das Ausbildungsjahr" und den „Kalenderplan der politischen und Gefechtsausbildung". In letzterem stand unter Lfd. Nr. 35: „WERKSTATTWOCHE vom ... bis ... Verantwortlicher: StKPA[1]."

Sofort war klar, daß hier der Druckfehlerteufel seine verrückte Hand im Spiel haben mußte. Seit wann war denn für die WERKSTATT, Domäne des StKTA[2], der Politstellvertreter verantwortlich? So wurde dann auch folgerichtig beim Erarbeiten der Planungsdokumente des Regiments die Verantwortlichkeit in StKTA geändert.

Die Aufgaben waren gestellt, das Ausbildungsjahr nahm seinen Lauf.

Die Zeit verging, der Termin der WERKSTATTWOCHE rückte näher. Emsiges Wirken. Die Regimentswerkstatt wird in Eigenleistung „malermäßig instandgesetzt". Selbst der Fußboden, nun in dunklem Braun und mit leuchtend weißen Strichen als Abgrenzung der Stellflächen, wirkt sensationell. Arbeitsplätze werden neu gestaltet, das Werkzeug wird übersichtlich sortiert, die Schraubstöcke erhalten eine blaue Ölfarbe. Wohl zum ersten Mal in der Geschichte der Werkstatt werden die Fenster geputzt.

Die Hebezeuge werden einer außerplanmäßigen Überprüfung unterzogen. Das seit Monaten defekte Stahlblechfalttor wird instandgesetzt und neu gestrichen. Ein neuer Abfallbehälter wird aufgestellt. Sägespäne liegen bereit, um jeden Fleck auf der Stelle beseitigen zu können. Die rundherum blitzende Sauberkeit läßt vermuten, daß dieses „Heiligtum" künftig nur noch in Hausschuhen betreten werden darf. Zumindest jedoch bis zu Beginn der WERKSTATTWOCHE. Die Instandsetzung defekter Technik ist auf ein Minimum reduziert und wird ausschließlich auf dem Werkstattvorplatz durchgeführt.

Das alles und noch mehr geschieht auf der Grundlage eines vom StKTA in höchster Stabskul-

tur erarbeiteten und vom Kommandeur bestätigten „Plan der Maßnahmen zur Vorbereitung der WERKSTATTWOCHE".

Mit zwei Tagen Planvorsprung meldet der StKTA dem Regimentskommandeur die Bereitschaft zur Durchführung der WERKSTATTWOCHE.

Vorbereitet war sie nun, die WERKSTATTWOCHE. Nach einem Plan, einem bestätigten sogar. Aber was nun? Was sollte eigentlich in der WERKSTATTWOCHE geschehen? Welche Vorstellungen mögen die Vorgesetzten wohl gehabt haben, als sie diese Woche festlegten?

Wir waren gerüstet, also möge da kommen, was (oder wer) da will!

Montagfrüh: Regimentsappell zur Eröffnung der WERKSTATTWOCHE. Belobigungen für fleißige Arbeit während der Vorbereitung. Mangels weiterer Weisungen wurden im Verlauf des Tages das Werkzeug gewartet und vorsichtshalber noch einmal Staub gewischt.

Montagnachmittag: Der Leiter der Politabteilung der Division kündigt für Dienstagnachmittag seinen Besuch an; er möchte sich vom Verlauf der WERKSTATTWOCHE überzeugen.

Große Verwunderung. Der Leiter der Politabteilung war noch nie im Park, geschweige denn in der Werkstatt. Aber sicher werden da neue Zeichen gesetzt: es wird nicht nur vom Verhältnis Mensch und Technik geredet. Hier sehen wir den Beweis: Der Leiter der Politabteilung lebt ihn uns vor.

Der Chef der Instandsetzungskompanie durchlebt eine unruhige Nacht. Am Morgen kontrolliert er vorsichtshalber alle Details in seiner Kompanie. Schließlich war es schon vorgekommen, daß zu Gunsten hoher Qualität und kurzer Fristen beim Instandsetzen der Gefechtstechnik manche Exaktheit im militärischen Auftreten auf der Strecke blieb. Das sollte nun anders werden – bei so einer „Musterwerkstatt". Also schnell noch geprüft, ob jeder Soldat eine neue Kragenbinde eingelegt hat. Stiefelputz, Rasur, Haarschnitt: alles in Ordnung.

Der Leiter der Politabteilung wird vom Regimentskommandeur am Kasernentor empfangen. Aus der Meldung war der Stolz auf das Erreichte deutlich zu spüren. „Na, dann wollen wir mal!" unterbrach der erfahrene Politarbeiter die Meldung und ging damit zu einem Ton über, der die Gemeinsamkeit des Anliegens WERKSTATTWOCHE erkennen ließ.

Der Bann war gebrochen, beide Offiziere gingen in Richtung Park.

Links vor dem Eingang zum Park steht der Regimentsklub. Die Schritte des Leiters der Politabteilung werden langsamer, er lenkt sie zum Klub. Der Kommandeur drängt zum Park. Erstaunen des Leiters der Politabteilung: „Ihr habt so einen schönen Klub, und da singen Eure Jugendfreunde im Park?" Nun war die Verblüffung beim Regimentskommandeur. Kurze Verständigung und gegenseitige Aufklärung, Besichtigung der Werkstatt und großes Lob.

Das alles ist über 20 Jahre her. Heute ist es selbstverständlich, daß sich Politarbeiter ebenso für die Kampftechnik verantwortlich fühlen wie die Kommandeure. Über die Geschichte wurde recht oft und herzhaft gelacht. Jedoch, daß man zum Singen, Liedermachen und Erfahrungsaustausch WERKSTATTWOCHE sagt, finde ich heute noch komisch.

Übrigens: der Regimentskommandeur war ich.

Oberst Siegfried Haessler

[1]) StKPA = Stellvertreter des Kommandeurs für politische Arbeit

[2]) StKTA = Stellvertreter des Kommandeurs für technische Ausrüstung

Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer

„Da kann man halt nichts machen", wendet sich der Oberst dem Besucher zu. „Aber keine Angst, ich bleibe dran. Sie kriegen in wenigen Tagen Bescheid. Und wenn sich seitens des Betriebes binnen drei Wochen nichts gerührt hat, melden Sie sich bitte wieder bei mir!"

Es ist fast zwölf, der Vormittag also gelaufen.

Oberst Haessler hat ihn zweifelsohne im engen Kontakt mit Bürgern, mit Wehrpflichtigen des Kreises verbracht. Wem es lediglich um Zahlen geht, der mag es möglicherweise nicht gerade berauschend finden, was die Sprechzeit hergab. Doch vielleicht rundet sich das Bild, wenn man von zwei Unzufriedenheiten hört:

Unzufrieden mit seinem Leiter ist desöfteren der Politstellvertreter des Wehrkreiskommandos. Deswegen, weil Siegfried Haessler jene Notizen, die er sich für eine Rede, für ein Forum, für eine Versammlung gemacht hat, nicht zur gelegentlichen Wiederverwendung aufhebt, sondern rigoros in den Papierkorb wirft. Nach dem Motto: „Ich mag keinen Aufguß. Also biete ich anderen auch keinen an."

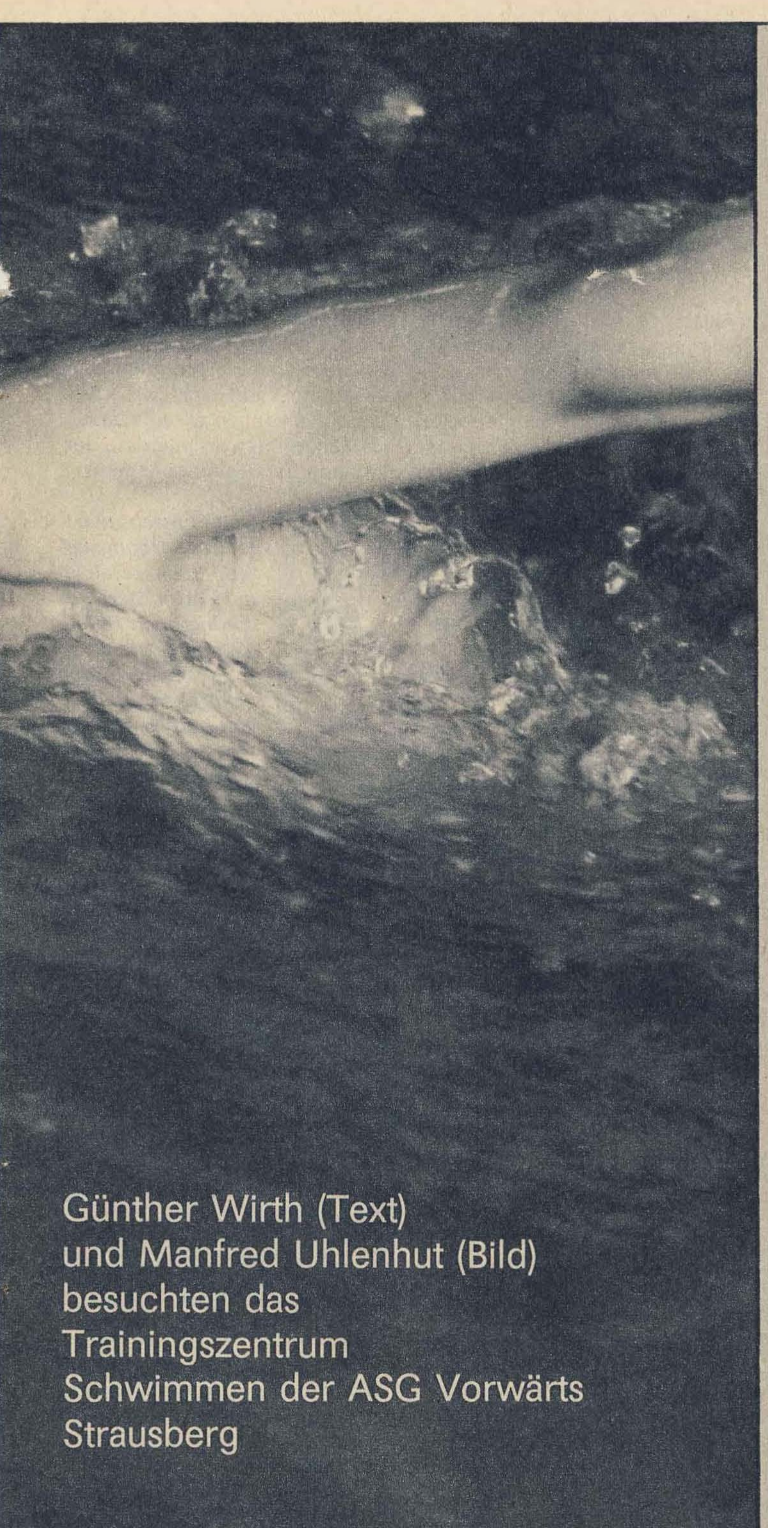
Unzufrieden mit dem Leiter des Wehrkreiskommandos mag auch mancher Dachdecker sein. Deswegen, weil Oberst Haessler für den Grundwehrdienst vorgesehene Vertreter dieser Zunft möglichst im November und mithin über zwei Winter und nur einen Sommer einberufen läßt. Volkswirtschaftsplaner und Bevölkerung indes freut eine solche Entscheidung: sie kommt trockenen Wohnungen und Arbeitsstätten zugute, denn die Monate im Frühjahr, Sommer und Herbst eignen sich nun einmal besser für Dacharbeiten als die im Winter.

Sind dies nicht Unzufriedenheiten, die einen recht zufrieden stimmen können?

Und weiter: Wenn Goethe recht hat, daß Irrtümer des Menschen ihn eigentlich liebenswürdig machen, dann ist Oberst Siegfried Haessler ob der hier erstmals veröffentlichten Episode WERKSTATTWOCHE durchaus so zu benennen. Oder geziemt sich das nicht für den Leiter eines Wehrkreiskommandos und Standortältesten?

Text: Karl Heinz Horst
Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer

Ein bißchen Spaß muß sein



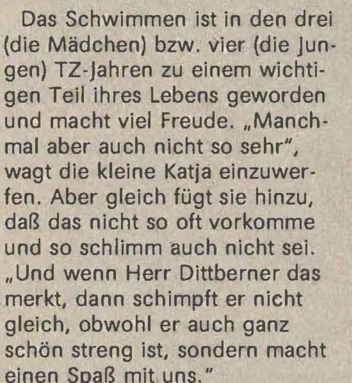
Günther Wirth (Text)
und Manfred Uhlenhut (Bild)
besuchten das
Trainingszentrum
Schwimmen der ASG Vorwärts
Strausberg

Noch etwas außer Puste – Trainer Karl-Heinz Dittberner hatte sie eben beim athletischen Training ordentlich ins Schwitzen gebracht – sitzen sie nun vor mir und schauen mich mit großen Augen erwartungsvoll an: die beiden Zehnjährigen Anke Fiebig und Katja Zlytnik und ihre ein Jahr älteren Trainingsgefährten Sven Schumann und Thomas Beutler. Es ist ja ihr erstes „Interview" für die Zeitung. Dementsprechend zurückhaltend, etwas schüchtern noch antworten die beiden Mädchen auf meine Fragen, erstaunlich selbstbewußt dagegen der schlanke Sven, der auch ohne zu zögern – obwohl selbst Brustschwimmer – Krauler-As Sven Lodziewski als sein Vorbild nennt. Aber schließlich heißen sie ja beide Sven.

Diese vier – dazu noch Michael Otto, der bei unserem Besuch in Strausberg wegen Krankheit fehlte – sind sozusagen die diesjährigen „Musterschüler" im Schwimm-Trainingszentrum von insgesamt etwa 150 Mädchen und Jungen. Wenn nicht noch etwas Außergewöhnliches dazwischen kommt, werden sie ab September dieses Jahres an der Kinder- und Jugendsportschule Potsdam die Bank drücken und beim dortigen Armeesportklub Vorwärts trainieren. Die Strausberger TZ-Verantwortlichen sind ein bißchen stolz, daß sie fünf Kinder delegieren können; einen Jungen und zwei Mädchen sollten sie entsprechend ihrem Leistungsauftrag vorbereiten.

„Na klar!" meinen die beiden Jungen auf meine Frage, „wir freuen uns schon auf die KJS." Und auch die Mädchen nicken zustimmend. „Wir waren ja schon einmal in Potsdam und haben uns die Schule angesehen. Die Zimmer, in denen wir wohnen werden, sind ganz gemütlich, und die Schwimmhalle ist prima." Dabei müssen sie doch von Mutti und Vati Abschied nehmen und können nur an Wochenenden, wenn keine Wettkämpfe stattfinden, nach Hause fahren.





Das Schwimmen ist in den drei (die Mädchen) bzw. vier (die Jungen) TZ-Jahren zu einem wichtigen Teil ihres Lebens geworden und macht viel Freude. „Manchmal aber auch nicht so sehr", wagt die kleine Katja einzuwerfen. Aber gleich fügt sie hinzu, daß das nicht so oft vorkomme und so schlimm auch nicht sei. „Und wenn Herr Dittberner das merkt, dann schimpft er nicht gleich, obwohl er auch ganz schön streng ist, sondern macht einen Spaß mit uns."

Ich kann schon verstehen, daß die Kinder auch mal „durchhängen", wenn sie ihr tägliches Trainingsprogramm herunterschwimmen. Bahnauf, bahnab – bis zu 180mal an einem Nachmittag die 25-Meter-Distanz. Ein gehöriges Stück „Arbeit". Daß das aber notwendige Mühen sind, haben die Kleinen bereits begriffen. Leistung, vor allem Leistung internationalen Formats, die sie ja einmal bringen sollen und wollen, fordert nun einmal Fleiß und muß, so formulieren es die Trainer, langfristig aufgebaut werden, vom ersten Trainingstag im TZ sozusagen.

Doch Kinder müssen auch das erst lernen, da können Leistungsforderungen nur durchgesetzt werden, wenn auch mal gespielt wird, wenn Freude dabei ist und trotz steigender Trainingsbelastungen erhalten bleibt.

Dem Strausberger Schwimm-TZ-Kollektiv mit seinem Leiter, Kapitän zur See Preil, mit den Trainern Karl-Heinz Dittberner und Margit Flamm, den zwölf Übungsleitern und den vielen Helfern, von denen noch die Rede sein soll, ist das ganz offensichtlich gelungen. Sie lassen sich ganz einfach etwas einfallen ...

Alljährlich wird ein Wasserfasching organisiert. Alle Kinder kommen mit Kostümen, das schönste und originellste erhält einen Preis. Geschwommen wird dabei natürlich auch, oder besser gesagt gepaddelt. Nicht Delphin, Rücken oder Brust sind gefragt, sondern lustige Luftmatratzen- oder Autoschlauchstaffeln, Pfennigtauchen oder in Abwandlung des beliebten Eierlaufens – Eierschwimmen.

Die „Original"-Veranstaltung im Februar dieses Jahres konnten wir nicht miterleben, aber ausnahmsweise und extra für uns, die Gäste von der AR, durften die Kinder noch einmal kostümiert erscheinen und ein bißchen herumtoben. War das ein Hallo und eine Stimmung! Die Begeisterung war ungeteilt – ob nun bei den ganz Kleinen des ersten Trainingsjahres, also den Achtjährigen, oder bei den „Großen", die schon in die vierte oder fünfte Klasse gehen. Der größte Spaß dabei ist natürlich, wenn man den Trainer einfangen und ins Wasser werfen darf.

Höhepunkte schaffen, Erlebnisse vermitteln und dadurch die notwendigen täglichen Trainingsbelastungen nicht zum langweiligen, ungeliebten Alltag werden zu lassen – das ist der Sinn solcher „Extras". Und da haben die Strausberger noch eine ganze Reihe weiterer Farbtupfer auf ihrer Ideen-Palette.

Freies Baden, also Herumtoben im Wasser ist bei den Kindern natürlich besonders beliebt. „Früher war das der Abschluß unseres täglichen Trainingsprogramms", erzählt mir Karl-Heinz Dittberner, „doch das können wir uns heute aus Zeitgründen im Interesse der Erfüllung der Trainingsaufgaben einfach nicht mehr leisten. Aber wenn nach einem bestimmten Abschnitt alle Ziele erreicht wurden, in der Regel monatlich, steht Freischwimmen in unserem Plan. Die Kinder dürfen dazu ihr Lieblingsspielzeug mitbringen. Boote, Schwimmflossen, Wasserpistolen sind die Favoriten bei den Jungs,



Übung macht den Meister. Übungsleiterin Sabine Helbig muß beim Startsprung noch Hilfestellung leisten. „Tagesbester" Sven Schumann erhält von Karl-Heinz Dittberner die DDR-Badekappe.



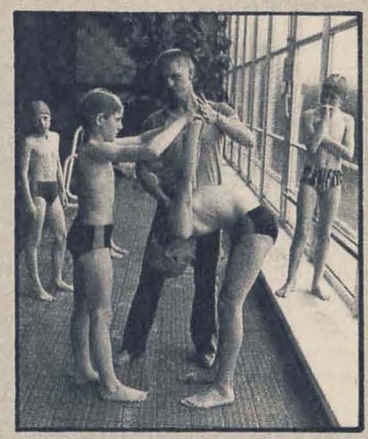
die Mädchen bevorzugen aufblasbare Gummitiere, natürlich Puppen oder Stofftiere. Die können dann vom Beckenrand ihre Puppenmuttis bewundern."

Jedes Geburtstagskind bekommt nicht nur Glückwünsche und ein kleines Geschenk, sondern darf sogar bestimmen, wie die – trotz des Feiertags notwendigen – Trainingsmeter oder gar -kilometer zu absolvieren sind. Welches Kind ist nicht gern mal der „Bestimmer".

Wofür aber täglich in jeder Trainingsgruppe Zeit bleibt: Kurze Auswertung und Auszeichnung des Trainingsbesten: Für die Kleinen gibt's eine rot-gelbe ASG-Badekappe, begehrte Trophäe bei den Älteren ist eine Kappe mit DDR-Emblem. Da kann man sich einen Tag lang fast als ein Schwimmer der Nationalmannschaft fühlen.

Um keine Zweifel an der Ernsthaftigkeit ihrer Arbeit und an der Bedeutung des Trainingszentrums als der ersten Stufe leistungssportlicher Entwicklung aufkommen zu lassen, ist es wohl an der Zeit, etwas über Entwicklung und Ergebnisse, über Daten und Fakten zu sagen. Karl-Heinz Dittberner ist der kompetente Mann auch für TZ-„historische" Auskünfte. Er war schon dabei, als 1973/74 im Kultur- und Sportzentrum Strausberg der NVA die Schwimmhalle mit ihrer 25-m-Bahn errichtet wurde. Damit war die materielle Voraussetzung für die Gründung des Schwimm-TZ im Jahr 1974 geschaffen. Der dreifache Europameister des ASK Vorwärts Udo Poser war hier der erste Trainer. Karl-Heinz Dittberner stand ihm als Schwimmeister in der Halle zur Seite. Seit über zehn Jahren, nachdem Udo Poser als Nachwuchstrainer zum ASK Potsdam gegangen war, leitet er nun gemeinsam mit Margit Flamm als hauptamtlicher Trainer die Geschicke des Trainingszentrums.

Einige hundert junge Sportler haben sie seitdem unter ihren Fittichen gehabt. Jedes Jahr suchen sie sich aufs neue aus dem Kindergarten geeignete Mädchen und Jungen, die dann als Schüler der ersten Klasse im TZ das Schwimmen erlernen und ein Probetraining absolvieren. Mit Beginn der zweiten Klasse werden die besten offiziell ins Trainingszentrum berufen. Das ist zugleich ihr Pionierauftrag, der sie verpflichtet, „in der Schule stets nach guten Leistungen zu streben, als Sportler vorbildlich zu sein, gewissenhaft und fleißig zu trainieren und um hohe sportliche Leistungen zu ringen."





So beweglich muß ein Schwimmer sein, erläutert der Trainer. Training ist wichtig – gespannte Aufmerksamkeit der vier ASV-Schwimmkinder, aber ganz besonders schön ist der Fasching.



„Es geht also nicht nur um schnelles Kraulen, Brust- oder Rückenschwimmen bei unserer Arbeit mit den Kindern", hebt Karl-Heinz Dittberner ganz besonders hervor, „sondern wir wollen mit unseren Möglichkeiten kleine Persönlichkeiten entwickeln, die darauf vorbereitet sind, im Leben ihren Mann zu stehen, bewußt und mit Freude ihre Aufgaben zu erfüllen."

Von Beginn an delegieren sie mit schöner Regelmäßigkeit alljährlich Kinder an die Kinder- und Jugendsportschule. Achtundzwanzig sind bereits seit 1976 diesen Weg nach Potsdam gegangen, und fünf folgen ihnen in diesem Herbst. „Ohne unsere vielen Helfer und Partner außerhalb des Trainingszentrums hätten wir das sicherlich nicht geschafft", bekennt Karl-Heinz Dittberner.

Ihre engsten Verbündeten sind natürlich die Eltern. „Unserer Werbung im Kindergarten stehen sie meist sehr aufgeschlossen gegenüber", erzählt mir Margit Flamm, „da ihre Kleinen ja bei uns frühzeitig das Schwimmen lernen können. Doch die Forderung, die Kinder gleichzeitig zum Leistungssport zu führen, mit der Konsequenz, sie mit zehn Jahren

zur Kinder- und Jugendsportschule zu schicken, bringt schon einige Probleme. Manchen Eltern, vor allem den Muttis, fällt es nicht leicht, ihr Nesthäkchen so früh aus dem Haus zu geben. Wir halten all die Jahre einen engen Kontakt zu den Eltern, machen regelmäßig Hausbesuche, die Eltern schauen beim Training zu. Trotzdem gibt es ab und zu auch mal eine Absage, aber in der Regel sind wir uns mit den Eltern und den Kindern – und nicht zu vergessen mit den Lehrern – einig."

Seit einem Jahr haben die kleinen Schwimmer einen weiteren Partner. Am 1. September 1986 unterzeichneten Generalmajor Kokott für einen Bereich der Politischen Hauptverwaltung der NVA und Kapitän zur See Preil für das TZ Sportschwimmen einen Patenschaftsvertrag. Seitdem hat sich zum beiderseitigen Nutzen, vor allem natürlich für die Kinder, schon eine ganze Menge getan. Gemeinsam gestaltete Pioniernachmittage, in der Schwimmhalle empfingen die Kinder die Genossen der PHV zum Sporttreiben, eine Wandzeitung popularisiert die Tätigkeit des TZ bei ihren Paten ...

Zwei Tage zu Besuch im Trainingszentrum Sportschwimmen der ASG Vorwärts Strausberg. Es war schon beeindruckend und schön, zu erleben, wie viele sich hier mit Liebe und Engagement um die Entwicklung der Kinder kümmern. Anke und Katja, Sven, Thomas und Michael gehen also nun nach Potsdam, sie freuen sich darauf, und ich wünsche ihnen, daß sie alles erreichen, was sie sich vorgenommen haben.





Schüler aus Potsdam-Drewitz fragten: Können wir etwas über den Kommandeur der sowjetischen Truppen erfahren, die 1945 Potsdam einnahmen? Wir wissen einiges über den Einsatz des damaligen Gardeoberleutnants Ludschuweit. Eine Straße in unserer Stadt ist nach ihm benannt. Wer aber gab Ludschuweit den Befehl zur Rettung der Schlösser und Gärten von Sanssouci?

AR ging dieser Frage nach. Das war nicht ganz einfach bei einem Mann, der, nach seinem persönlichen Anteil befragt, antwortete:



Sachar Wydrigan



Ich habe nur meine PFLICHT getan

27. April 1945

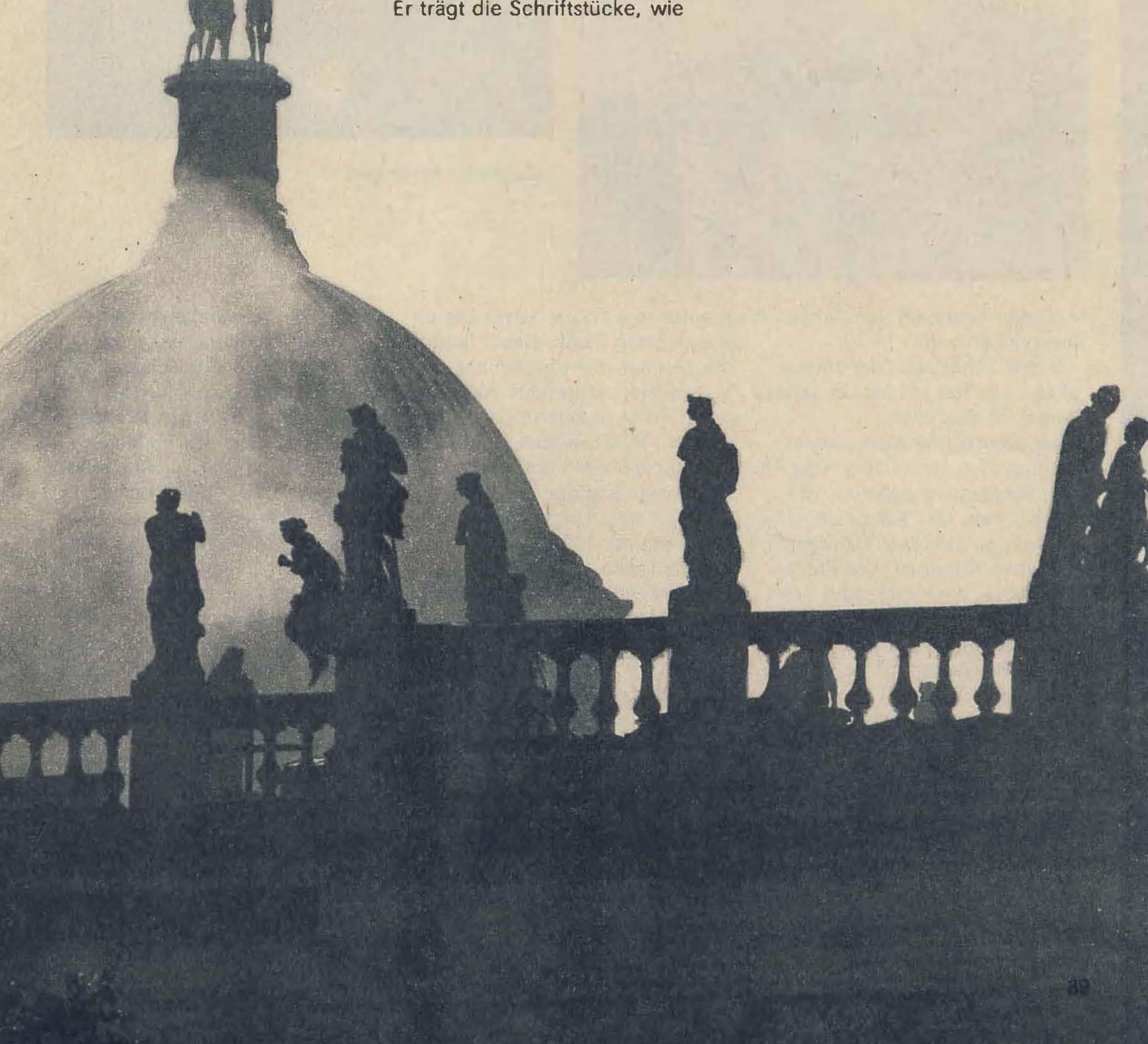
Am Vortag war das erste Frühjahrsgewitter niedergegangen. Die Wege sind aufgeweicht. Von Eiche her rücken die Kolonnen der Roten Armee nach Potsdam vor. Schützen in dreckbespritzten Mänteln, Soldaten mit Panzerhauben, Artilleristen bahnen sich den Weg. General Sachar Petrowitsch Wydrigan im Geländewagen am Rande der Straße mustert die Kämpfer. Müde sehen sie aus, doch zufrieden. Sie haben gut gekämpft für die Heimat. Jeder einzelne von ihnen scheint dem Kommandeur ans Herz gewachsen zu sein auf dem langen Marsch von Moskau durch Woly-



nien nach Warschau und nun bis Potsdam. Da kommt auch Sergeant Smoljakow mit seinem Geschütz, da kommen all die anderen. Diese Männer wird der General wieder zurückführen in die Heimat, wenn alles gut geht, zu ihren Familien.

Familie ... Dem General ist, als würde ein Kloß in seinem Hals würgen. Familie, ... Das Bild der Frau taucht vor ihm auf, das der beiden Söhne ... Verfluchter Krieg der Faschisten! Der General reißt sich aus seinen Grübeleien. Noch ist nicht die Zeit dafür. Auch in der letzten Bastion ist das faschistische Untier noch stark. Im Norden rötet sich der Himmel, kündet von Bränden in der Stadt Berlin. Dort wird noch gekämpft. Straße für Straße, Haus für Haus müssen sich die Rotarmisten vorwärtskämpfen, hin zur Reichskanzlei, wo sich die ranghöchsten Faschisten versteckt haben, von wo aus sie noch Hunderttausende in den Tod befehlen, um ihre Verbrecherherrschaft für ein paar Stunden zu verlängern. Es ist schwer, die trüben Gedanken zu bannen. Immer und immer wieder hat der siebenundvierzigjährige Divisionskommandeur in den letzten Tagen die Nachrichten vom Tode seiner Familienangehörigen hervorgeholt. Er trägt die Schriftstücke, wie auch die Fotos, seit drei Jahren in der Kartentasche.

Oberst Werin, der Politstellvertreter, holt ihn in den tristen Apriltag zurück. Der Stabsoffizier meldet, Oberleutnant Ludschuweit, der junge Aufklärungsoffizier, habe den ersten Teil seiner Aufgabe erfüllt, die zur Unterstützung des Oberleutnants aus der Division herausgelösten Truppen hätten alle wichtigen Punkte von Sanssouci besetzt. Das letzte Aufgebot der Faschisten in der „Festung Sanssouci" habe sich ergeben. Eine SS-Einheit, Hitlerjungen und Volkssturmmänner. Der Politoffizier informiert auch, daß eine Abordnung von Potsdamer Bürgern dem Kommandeur symbo-



Sachar Wydrigan im ersten Kriegsjahr, 1941





Alexander Wydrigan

lisch den Schlüssel von Sanssouci überreichen will.

Dieser Schlüssel. Fast dreißig Jahre ist es her, da war er schon einmal im Gespräch.

Der Oberst gratuliert seinem Vorgesetzten zum Erfolg. Der Befehl, Potsdam zu nehmen, ist erfüllt worden. Der Kampf dauerte nur wenige Stunden. Dank einer einfachen Kriegslist. Die Faschisten hatten die Kanäle und Seen rings um Potsdam für Verteidigungsstellungen genutzt. An dem schmalen Wasserlauf zwischen Fahrlander See und Lehnitzsee entfaltete der Kommandeur seinen Verband. Alle Vorbereitungen zum Forcieren des Wasserhindernisses wurden durchgeführt. Aber genau gegenüber hatten sich die Faschisten verschanzt.

Inzwischen setzten Truppen mit Amphibienfahrzeugen über den Jungfernsee an der scheinbar unmöglichsten Stelle. Damit hatte der Gegner nicht gerechnet. Die Rotarmisten, angeführt vom Leiter der Divisionsaufklärung Oberstleutnant Kasakewitsch, stießen in den Rücken der Verteidiger. Diese ergriffen die Flucht oder ergaben sich. Fast ohne Gegenwehr zog die 175. Division in Potsdam ein.

Kasakewitsch ... Viele hatten gelächelt. Ein Dichter ... Aus dem wird nie ein Aufklärer. Heute beneidete ihn mancher Kommandeur um diesen Offizier.

Der Kampf war kurz und erfolgreich. Was aber, wenn der Plan nicht aufgegangen wäre? Hätten ihm die Vorgesetzten verübelt, daß er die SS-Leute und die bewaffneten Kinder und Greise in Sanssouci verschont hat? Daß er seine Truppen von dort ferngehalten hat, nur aus dem einen Grund, die feindliche Artillerie aus dieser Richtung wegzulenken? Was, wenn Ludschuweits gewagte Mission mißlungen wäre? Immerhin hatten Wydrigans Nachrichtenleute einen Funkspruch von Nazigauleiter Stürtze an den „Führer des Kampfabschnittes Potsdam" Generalleutnant Reymann aufgefangen: Sanssouci ist unter allen Umständen zu zerstören!

Gut, da war ein anderer Funkspruch, die Weisung aus Moskau, wonach Kulturwerte zu schonen seien. Doch was heißt im Krieg Schonung? Unzählige zerstörte Kulturstätten hatte der General auf seinem Weg bis hierher gesehen. In der Zeitung waren Fotos der unvergleichlichen Schlösser von Petrodworez. Barbarisch zerstört. Nicht durch Kampfhandlungen.

Hast du diese Fotos gesehen?

Was sollte er auf eine solche Frage antworten? Vielleicht, daß er keinen Krieg führe gegen Potsdam und Sanssouci, daß er heute viel lieber in den Straßen Berlins kämpfen würde, um jene zu strafen, die schuld sind am Tode seiner Liebsten. Die Vorgesetzten würden sagen, ein Kommandeur brauche Verstand nötiger als Gefühl. Recht haben sie. Verstand und Gefühl des Generals sprechen für Sanssouci. Was wird wohl später im Geschichtsbuch stehen über den Anteil seiner Division an dem großen Sieg? Vielleicht dies: Am 27. April 1945 schloß sich der Ring um die faschistische Hauptstadt durch die Vereinigung der 1. Ukrainischen und der 1. Belorussischen Front südlich von Berlin unter Führung der Marschälle Konew und Shukow. Aber diese Zeilen werden 121 sowjetischen Divisionen gewidmet sein.

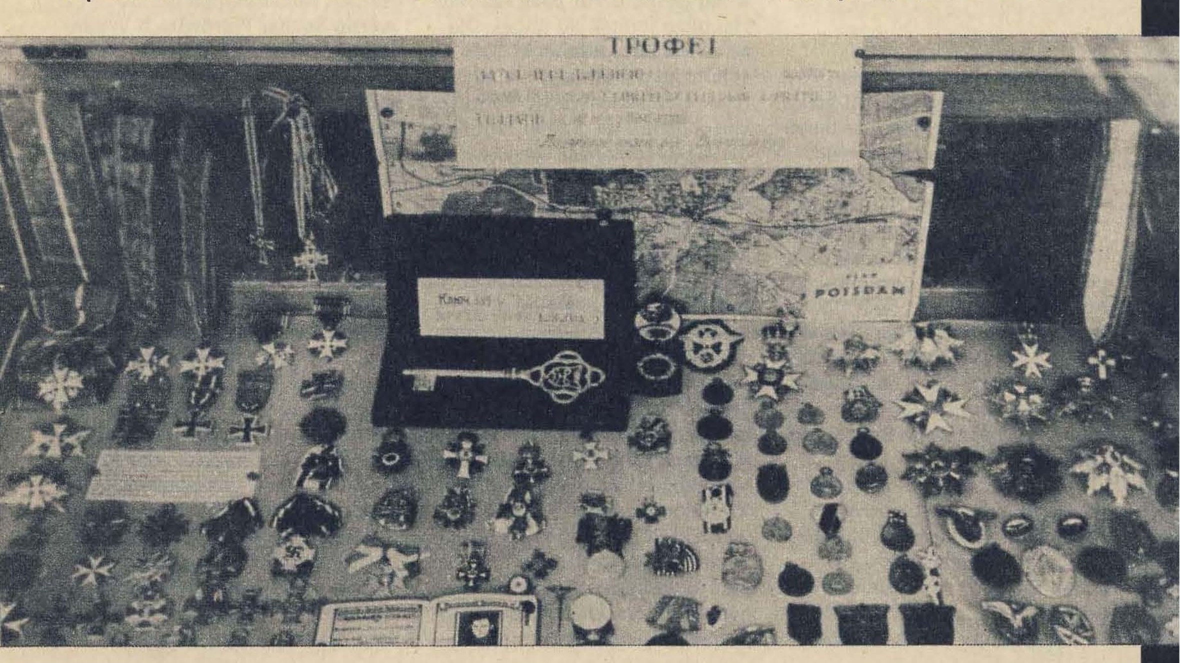
Frühjahr 1967

Oberleutnant Kirjasow, ein junger sowjetischer Militärjournalist, sucht jenen Potsdamer General in dem ukrainischen Dorf Kasatschewo. Er kommt am Wydrigan-Park vorüber. Alexander Sacharowitsch Wydrigan, gefallen als Kompaniechef der Marineinfanterie im Dezember 1943 bei Medyn vor Moskau. Ein Schild gibt Auskunft. Kurz darauf die Wydrigan-Schule. Benannt nach Hauptmann Nikolai Sacharowitsch Wydrigan, Held der Sowjetunion, Flugzeugführer, wie eine Tafel verrät. Nun geht der Journalist eine Straße entlang. Hausnummern gibt es nicht. Wozu auch. Hier kennt jeder jeden. Nicht so der Fremde. Er muß fragen, wo der Generalmajor a. D. Wydrigan wohnt. Aber wen soll er fragen? Wer läßt sich bei solchem Wetter auf der Straße sehen? Es gießt in Strömen. Da – ein Alter. Er winkt dem jungen Offizier zu: Komm unter's schützende Dach.

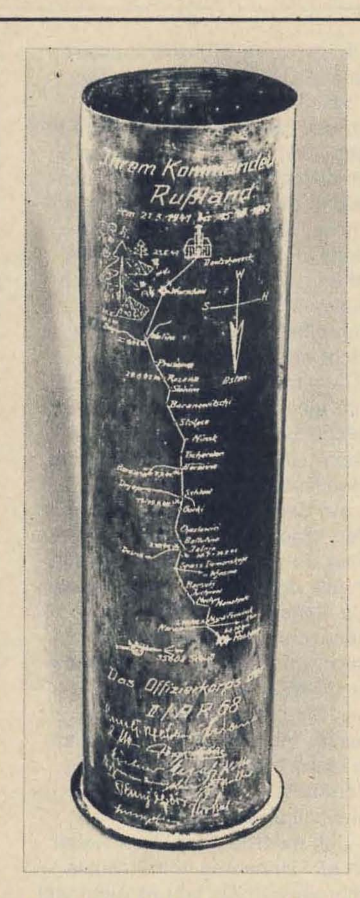
„Es ist gut im Trockenen zu stehen und zuzusehen, wie es regnet." „Was soll gut daran sein?" faucht der Alte. „Jetzt fangen die Reben an zu leben, saugen sich voll mit Wasser. Dann kommt wieder Frost, und wir haben den Salat." Der Oberleutnant zuckt nur mit den Schultern. Darüber habe er sich keine Gedanken gemacht. Wird es schon wissen, der Alte. Hat offenbar sein ganzes Leben als Gärtner verbracht. Oberleutnant Kirjasow mustert seinen Gesprächspartner. Das Tolstoihemd – ein einfaches graues Baumwollhemd ohne Kragen – erinnert ihn irgendwie an den Wächter auf dem Melonenfeld in der heimatlichen Kolchose. Sie scheinen eine spezielle Uniform zu haben, diese Alten. „Ich suche hier bei Euch einen General; will über ihn schreiben." Der Alte sieht ihn nicht eben unfreundlich an. „Über mich willst Du wohl nicht schreiben?" „Ein andermal vielleicht. Hab jetzt keine Zeit für Dich." Der Alte lacht, reibt sich die Hände. „Komm!"

Auf dem Schreibtisch und an den Wänden des Arbeitszimmers eine Unmenge Fotos. Ein Soldat in der Uniform der Zarenarmee. Ein General mit zehn Orden und neunzehn Medaillen an der Uniform. Infanteristen, Panzersoldaten, Artilleristen ... „Entschuldigen Sie bitte, Genosse Generalmajor, ich habe Sie nicht gleich erkannt." „Woran auch", lacht der andere. „Es gibt Millionen ehemalige Soldaten."

„Ich möchte über Ihren Anteil an der Einnahme von Potsdam schreiben." „Da gibt es nicht viel zu sagen. Ich habe nur meine Pflicht getan, nicht ein bißchen



Trophäen im Museum Cherson



Faschistische Eroberungschronik auf einer Wehrmachts-Kartusche

mehr." Der General holt ein Foto. „Hier, über den kannst Du schreiben. Der Schriftsteller Emmanuil Genrichowitsch Kasakewitsch. Das war ein Aufklärer." Wieder reibt sich der Mann die Hände. „Aber einen Fehler hat er. Viel zu viel Phantasie. Im Krieg, da ging's noch an, da braucht ein Aufklärer Phantasie. Aber heute schreibt er Geschichten. Ich weiß nicht... Ich weiß nicht... Emmanuil Genrichowitsch hat zuviel Phantasie. Jedes neue Buch schickt er mir. Seine Briefe lese ich lieber."

Die beiden Gesprächspartner werden gestört. Trotz des schlechten Wetters kommt ein Besucher. „Sachar Petrowitsch, hören Sie mal, ich habe da so ein Problem ..." Und Sachar Petrowitsch hört zu. Nickt mal zu der Rede des anderen, schüttelt mal verwundert den Kopf, sagt höchstens: „Jaja, das gibt es." Der Besucher geht dann erleichtert. Er konnte jemandem sein Herz ausschütten. Der General außer Dienst kommt auf das Thema zurück. So, wie er es auffaßt. Ein anderes Foto. „Hier eine Granathülse. Der erste Schuß der Faschisten vom 22. Juni 1941. Ist alles drauf zu lesen. Von der 2. Abteilung des 68. Artillerieregimentes. Der Pfeil zeigt das Ziel: Moskau. Die Faschisten haben die Hülse ihrem Kommandeur als Souvenir geschenkt. Der hat drei Jahre später dieses Andenken und auch seine Orden auf der Flucht weggeworfen. Meine Soldaten haben das Zeug gefunden. Ich habe alles dem Museum in Cherson geschenkt. So wie den Schlüssel von Sanssouci."

Nach kurzer Pause erzählt der ehemalige Divisionskommandeur weiter. „Da haben unsere Soldaten andere Geschenke gemacht. Hier, auf diesem Foto, das ist Soldat Stepan Smoljakow. Der ist zu mir gekommen mit seinem Sparbuch. Wollte eine Kanone kaufen für die Rote Armee. So etwas haben damals ja viele Leute getan. 7930 Rubel hatte Stepan vor dem Krieg gespart. Für eine 122-mm-Haubitze fehlten 40 Rubel. Die habe ich ihm geschenkt. Das Geschütz kam dann auch wirklich zu uns. Smoljakow wurde Sergeant, Geschützführer. Später hatte ich die Geschichte fast vergessen. Da kommt eines Tages, 1957 war es, eine Geldanweisung über 40 Rubel. Wollte doch dieser Smoljakow seine Schulden begleichen. Das muß man sich vorstellen. Na gut, dachte ich, hast du alles bezahlt, müßte das Geschütz auch dir gehören. Ich habe damals an den Marschall Malinowski geschrieben, ob man nicht die Haubitze finden könnte. Ich weiß, es war ganz schön frech. Als ob der Verteidigungsminister nichts Wichtigeres zu tun hätte. Aber, was soll ich Dir sagen, das Geschütz wurde gefunden und aus dem Bestand der Sowjetarmee ausgesondert. Es steht heute in Stepans Heimatstadt, in Nowosybkow im Brjansker Gebiet, auf einem Betonsockel. Ein Denkmal für den Sieg. Darüber mußt Du schreiben. Ich habe nur meine Pflicht getan."

* * *

Was ist das für ein Mensch, der immer sagt, er habe nur seine Pflicht getan?

Sachar Petrowitsch Wydrigan wurde 1898 im Dorf Kasatschewo in der Chersoner Oblast geboren. In der Familie allerärmster Landarbeiter. „Batrak", so nannten die Ausbeuter im zaristischen Rußland jene der am meisten ausgebeuteten und erniedrigten Menschen, die wie Sklaven gehalten wurden, wie sprechendes Vieh. 1908 meinte der Grundbesitzer, der Junge wäre erwachsen genug zum Arbeiten. Zu den täglichen Aufgaben des Zehnjährigen gehörten das Putzen und Füttern der Pferde sowie der Dienst als Laufbote. Sechzehn und mehr Stunden. Nachts mußte er in der Scheune schlafen. Das Essen war zum Verhungern zuviel, zum Leben zuwenig. Viel öfter bekam Sachar die Peitsche zu spüren. Ende 1915 lief der nunmehr Siebzehnjährige davon und schloß sich einer an die Front marschierenden Militäreinheit an. So wurde Sachar Petrowitsch Wydrigan Soldat des Zaren im ersten Weltkrieg. Er erwies sich als kühn und listenreich. Als Aufklärer erfüllte er wichtige Aufgaben im rückwärtigen Gebiet des Gegners. Er brachte Dokumente mit und „Zungen", Gefangene also. Irgendein Vorgesetzter fand heraus, daß Wydrigan weiter als alle anderen Aufklärer ins gegnerische Hinterland geschlichen wäre. Drei Georgskreuze und drei Georgsmedaillen erhielt er im Krieg. Für einen einfachen Soldaten, einen „Batrak", der weder lesen noch schreiben konnte, war das in der zaristischen Armee eigentlich unvorstellbar. Die Kameraden im Schützengraben schätzten Sachar. „Du schaffst alles", meinten sie im Scherz, „du kannst sogar bis in das Schloß des deutschen Kaisers kriechen. Den nimmst du gefangen,

schließt ihn ein und bringst uns den Schlüssel. Und wir einigen uns inzwischen mit den deutschen Soldaten und machen Frieden."

Die russische Revolution kam. Sachar Petrowitsch wurde in den Soldatenrat des Regiments gewählt. Erstmals traf er mit Agitatoren der Bolschewiki zusammen. Nicht alles verstand er, was diese erzählten. Eines aber begriff er: Das waren seine Leute, nur sie wollten das Leben der Ärmsten verändern. Doch er merkte auch, die Sache mit der Expropriation der Expropriateure war ungeheuer schwierig. Sachar, du mußt lernen, du mußt lesen und schreiben lernen!

Dann wurde er Kommandeur einer Partisanenabteilung, nahm bis 1921 ununterbrochen am Bürgerkrieg teil. Operierte im Herrschaftsgebiet des weißgardistischen Generals Wrangel, ernannte sich selbst zum „Ataman", wie eigentlich die konterrevolutionären Kosakenführer hießen. Für die Weißgardisten und die Interventen wurde seine Schar in der Chersoner Oblast zum Schrekken. Die Partisanen tauchten überall auf, aber nirgends waren sie zu fassen. 1921 befreiten die Truppen von Michail Budjonny das Gebiet. Bis dahin erließ „Ataman" Wydrigan, der 1919 der Partei der Bolschewiki beitrat, Befehle, Anordnungen und Mandate „im Namen des Gesetzes der Revolution". Sehen wir uns einige Zeilen aus dem Mandat Nr. 012 vom 14. Juni 1918 für einen seiner Partisanen an:

„... Schatochin Semjon wird das Recht erteilt, Verhaftungen vorzunehmen, Nahrungsmittel und Besitz von Kulaken und Verrätern an der werktätigen Bevölkerung zu beschlagnahmen zwecks Hilfeleistung für die Bevölkerung, die unter der Konterrevolution leiden muß. Der Rat der Abteilung bevollmächtigt Semjon Schatochin im Namen des Gesetzes der Revolution an Ort und Stelle denjenigen zu erschießen, der durch seine Handlungen den Okkupanten hilft. Alle Bürger, die sich auf der Plattform der Sowjetmacht befinden, haben Genossen Schatochin alle erdenkliche Unterstützung zur Auffindung von Feinden der Revolution zu geben. Das Mandat hat bis zur vollständigen Vernichtung der Weltbourgeoisie Gültigkeit, was durch Unterschrift und Stempel beglaubigt wird. Wydrigan."

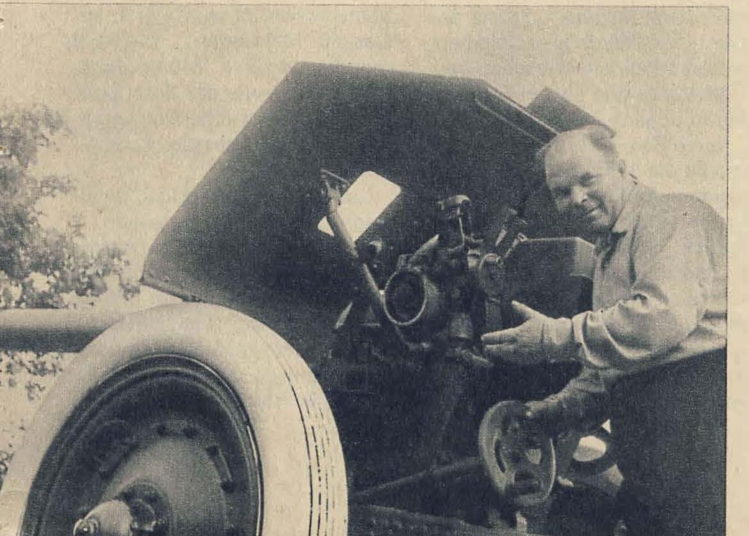
Was war das für eine Zeit?! Ein „Batrak" wird Kommandeur, erläßt mitten im Lager des weißen Terrors Anweisungen der Revolution. Ein Jahr, bevor er selbst Mitglied der Partei wird, stellt er Mandate für Genossen aus. Ein Jahr, nachdem er begonnen hat, lesen und schreiben zu lernen. Vor kurzem noch dachte der Zwanzigjährige nicht über die Grenzen seines Dorfes hinaus, nun glaubt er, für die ganze Welt eintreten zu müssen. Mit der Zeit lernt Sachar Petrowitsch Wydrigan, sich zu bescheiden.

Er wurde kritisiert, hart, gerecht und ungerecht. Er besuchte Militärschulen, bekleidete unter-

Stepan Smoljakow (2. von links) an seiner Kanone in Potsdam ...



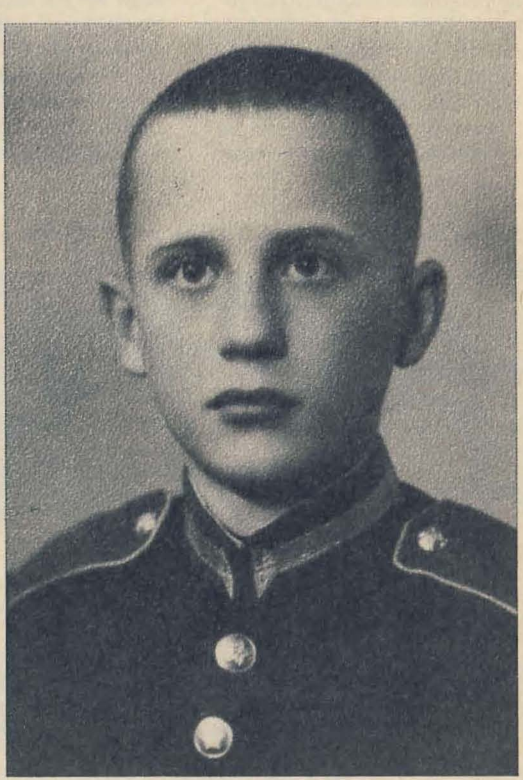
... und in Nowosybkow





Held der Sowjetunion Hauptmann Nikolai Wydrigan

Sohn Alexander II



schiedliche Kommandeursstellungen in den Streitkräften. Er heiratete, führte ein ganz normales Leben, freute sich an den beiden heranwachsenden Söhnen. Sie sollten in einer friedlichen Welt leben, im Kommunismus, der nach seiner Meinung nicht mehr weit entfernt war. Dafür blieb Sachar Soldat, dafür studierte er abends, dann an unterschiedlichen Schulen.

1935 fielen die Japaner in die Mongolische Volksrepublik ein. Unter denen, die in treuer Waffenbrüderschaft den Aggressor am Chalchin Gol vernichteten, war auch der Offizier Wydrigan. Dann diente er jahrelang im Fernen Osten. Als die Faschisten 1941 die Sowjetunion überfielen, führte Sachar Petrowitsch ein Regiment in den Kampf. Bald darauf übernahm er eine Division, die im Uraler Militärbezirk aufgestellt worden war. Für die Befreiung der wolynischen Stadt Kowel erhielt sein Verband den Ehrennamen „Ural-Koweler". Später den Gardetitel. Wydrigans Soldaten waren dabei, als Warschau befreit wurde und als der Sturm auf Berlin begann.

Kurze Zeit nach dem Sieg wurde die 175. Gardeschützendivision aufgelöst. Generalmajor Wydrigan kehrte in die Heimat zurück, wurde Stellvertreter eines Korpskommandeurs. Eines Tages führte er ein Telefongespräch mit einem Mitarbeiter der Verwaltung Kader. „Wir haben einen Hauptmann Wydrigan. Ist das ein Verwandter von Ihnen?" „Ich habe keine Verwandten mehr." „Entschuldigen Sie bitte." „Wie heißt er denn, Ihr Wydrigan?" „Es ist der Held der Sowjetunion Nikolai Sacharowitsch Wydrigan." Vor den Augen des Generals tanzten bunte Kreise. Er wurde grau im Gesicht. Mein Sohn ... Die Nachricht war falsch ... 640 erfolgreiche Einsätze war der Sohn geflogen, 19 gegnerische Flugzeuge hatte er abgeschossen. Kolja lebte!

Generalmajor Wydrigan beantragte Urlaub, flog mit einer Transportmaschine zum Dienstort des Sohnes. Doch das Schicksal spielte ihm einen letzten bitterbösen Streich. Der Geschwaderkommandeur meldete: „Genosse Generalmajor, vor einer Stunde stürzte bei der Erprobung eines

neuen Flugzeuges der Held der ..." Es wurde nicht dunkel vor Wydrigans Augen. Nur leer war plötzlich alles rings um ihn. Mechanisch ging er zur Unglücksstelle, mechanisch ging er zurück zum Flugzeug. Später konnte er sich nicht erinnern, was er in dieser kurzen Zeit getan hat. Er war in wenigen Stunden grauhaarig geworden.

Jahre später beantragte er seine Entlassung aus dem aktiven Dienst, arbeitete in einer Reihe von Funktionen, ehrenamtlichen zumeist, half den Leuten seines Wohngebietes, wenn sie seinen Rat brauchten, wenn ein Brief an eine Behörde aufgesetzt werden mußte. Als Fastfünfziger heiratete er noch einmal. Zwillinge wurden geboren. Alexander II. und Nikolai II. Die beiden sind heute Offiziere der Sowjetarmee. Sie tun ihre Pflicht, wie sie es vom Vater gelernt haben, machen kein Aufhebens von ihren Leistungen.

Im Gebietsmuseum von Swerdlowsk arbeitet das Veteranenkomitee der Ural-Koweler-Gardedivision. Dort erinnert man sich oft des Kommandeurs. Sicher auch im Museum in Cherson und in der Stadt Nowosybkow. Auf jeden Fall in Kasatschewo, wo es heute eine Wydriganstraße gibt, benannt nach dem „Batrak", „Ataman", General und Gärtner.

Der Schriftsteller Kasakewitsch schrieb einmal, daß Generalmajor Wydrigan als Vorbild für den General Sereda und den Oberst Serbitschenko in seinen Büchern „Frühling an der Oder", „Der Stern" und „Das Haus am Platz" gedient habe. Diese Bücher wurden auch in der DDR herausgegeben.

Vielleicht aber erinnern auch wir uns, wenn wir zum Beispiel den Hauptweg von Sanssouci entlangspazieren, vom Obelisk bis zum Neuen Palais, an diesen Mann und an die Millionen unbekannten anderen „Wydrigans", die ihre Pflicht getan haben.

Text: Oberst Valentin Kirjasow, Major Volker Schubert
Bild: Archiv (9), Uhlenhut (2)



Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Name sowj. Raumfahrzeuge, 4. meteorologischer Begriff, 7. Stück vom Ganzen, 10. nordfranz. Stadt, 13. Nebenfluß der Donau, 14. Klebstoff, 15. Norm, Richtschnur, 17. Lehre von der Bewegung geworfener oder geschossener Körper, 18. Salz der Ölsäure, 20. englische Schulstadt, 22. rumänische Stadt, 23. Zauberkraft bei den Polynesiern, 25. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 28. chemisches Element, 31. Stadt in Äthiopien, 33. die „Würze" eines Fußballspiels, 35. Stadt in der Türkei, 36. bolivianischer Romancier, 38. Berg, Vorgebirge, 40. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 41. Kinderzeitschrift, 42. Gebirgsmulde, 44. Leitgedanke, 45. Elternteil, 46. Stauanlage, 50. Berater, 54. Sportart, 57. finnischer See, 58. Ferment des Wiederkäuermagens, 60. Strauchfrucht, 61. Lasttier, 63. Wandgestell, 64. Dramengestalt Büchners, 67. Nachkomme romanisierter Kelten und Germanen in Belgien und Nordfrankreich, 69. Stadt im Bezirk Neubrandenburg, 70. Flüßchen im Harz, 72. Staat in Westafrika, 74. Anspruch aus der Sozialversicherung, 77. einjähriges Fohlen, 78. Sportkleidung, 81. Trinkgefäß, 82 kleines Behältnis, 83. Saatgut, 85. Angehöriger eines ehemaligen Turkstammes, 88. italienische Schauspielerin, 91. portugiesischer Seefahrer des 15./16. Jh., 92. Schwung, Tatkraft, 93. Märchenfigur, 97. Erörterung, 101. Stadt im Norden Saudi-Arabiens, 102. das Abrichten von Tieren, 105. frühere kleine Münze, 106. Gestalt aus „Die Fledermaus", 108. deutscher Naturschilderer des vor. Jh., 109. Tugend, 111. sportl. Veranstaltung, 113. Himmelsrichtung, 116. Kleiderablage, 120. griechische Stirnbinde, 121. Feuersbrunst, 122. norweg. Mathematiker des vor. Jh., 124. Trennwerkzeug, 126. Teilzahlungsbetrag, 127. Himmelsrichtung, 129. südfranz. Stadt, 131. Stadt in der Schweiz, 132. tschechischer Schachtheoretiker, gest. 1929, 135. Geliebte des Zeus, 137. mittelital. Stadt, 139. Nagetier, 141. Gestalt aus „Cavalleria rusticana", 144. Fläche, 146. Salzlösung, 148. Festmahl, 149. Raummaßeinheit, 151. deutscher Widerstandskämpfer, 1944 ermordet, 152. Insel im Indischen Ozean, 153. Schutt- oder Schlammstrom im Hochgebirge, 154. Fehllos, 155. Untiefe, 156. Holz-, Metallteilchen, 157. Ostseebad.

Senkrecht: 1. Blutwasser, 2. forstliche Wirtschaftsfläche, 3. Getreidespeicher, 4. Karteikartenkennzeichnung, 5. Sultanserlaß, 6. deutscher Schriftsteller, gest. 1947, 7. mittelital. Landschaft, 8. Heldengedicht von Homer, 9. Mündungsarm des Rheins, 10. Liebesgott, 11. offener Schiffsankerplatz, 12. Brauch, 16. Staatshaushalt, 19. sowj. PKW-Typ, 21. Nebenfluß der Warta, 22. Zitatensammlung, 24. Reinigungsmittel, 26. Vermächtnis, 27. Metallstift, 29. Denksportler, 30. Tanzschüler, 32. Bad in Belgien, 34. Staat der USA, 37. Burgherr, Paladin, 38. Wortgleichklang, 39. Gestalt aus „Freier Wind", 42. Hebezeug, 43. Körnerfrucht, 47. Opernlied, 48. europäische Hauptstadt, 49. Feldfrucht, 51. Gestalt aus „Lohengrin", 52. Vorname eines Schalksnarren, 53. Ackergrenze, 54. Backmasse, 55. die Freundin Till Ulenspiegels, 56. Gebiet in Marokko, 58. Verkaufsstelle, 59. waagerechter Böschungsabsatz, 61. flaches Küstenfahrzeug, 62. Elch, 65. Laubbaum, 66. Kuchengewürz, 68. Zwischenstück, 69. Buchhülle, 71. Ölpflanze, 73. Genossenschaftsform in der UdSSR, 75. Operette von Lehár, 76. aromatisches Getränk, 79. griechischer Buchstabe, 80. Gewässer, 83. Nutzpflanze, 84. Stern im Sternbild Walfisch, 86. Gefährt, 87. Ortsveränderung, 89. Gerte, 90. Maschinenelement, 94. Speisefisch, 95. Staat in Vorderasien, 96. franz. Widerstandskämpferin, 98. Roman von Lem, 99. Blutgefäß, 100. Lärminstrument, 102. Filmgesellschaft in der DDR, 103. ausgehobenes Rasenstück, 104. Nebenfluß der Donau, 107. Zahnlaut, 110. melodisch-harmonische Grundlage eines Musikstücks, 111. alte spanische Münze, 112. Bezeichnung, 114. sagenhafte Gründerin Karthagos, 115. Verbindungsstelle, 116. schmale Straße, 117. Fischeier, 118. Ort in den Dolomiten, 119. Schauspielerin in der DDR, 123. Nordwesteuropäer, 125. einer der Kontakte im Transistor, 126. chemischer Stoff, der eine Reaktion bewirkt, 128. Nebenfluß des Don, 129. Nebenfluß des Rheins, 130. griechischer Buchstabe, 133. Erfrischung, 134. Gestalt aus „Wallenstein", 135. Gewebe, 136. größter ital. Dichter, 138. Märchengestalt, 140. islamischer Rechtsgelehrter, 142. der Zeichenlehrer Goethes, 143. Reisbranntwein, 145. See in Nordirland, 147. musikalisches Bühnenwerk, 149. begeisterter Anhänger, 150. Ansturm auf die Kasse.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 2, 140, 116, 63, 113, 97, 50, 34, 136, 69, 67, 25, 54, 46, 17, 68, 86, 119, 37, 121 – 102, 125, 111 – 6, 107 und 93 ergeben in dieser Reihenfolge einen nicht-militärischen Wettstreit. Wie heißt er? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 9. 1987. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 9/87. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46 130, Berlin, 1055.

Auflösung aus Heft 7/87

***Preisfrage:** Die richtige Antwort lautet: Postenführerzuschlag. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

***Waagerecht:** 1. Parole, 5. Erzurum, 10. Danton, 14. Erika, 15. Daker, 16. Sonate, 17. Asterix, 18. Falter, 19. Obers, 20. Niger, 21. Echo, 24. Ter, 26. Lem, 27. Urne, 29. Paste, 32. Epi, 34. Enter, 37. Meter, 39. Aguti, 41. Daune, 44. Übermut, 46. Laren, 47. Nielsen, 49. Nebel, 51. Raten, 53. Egmont, 57. Odessa, 60. Elastizität, 63. Pate, 65. Ana, 66. Azur, 69. Isere, 71. Idol, 73. Nass, 76. Amara, 77. NUK, 78. Lauge, 79. Erl, 80. Diele, 81. Emir, 82. Erde, 83. Eklat, 84. Rab, 85. Gag, 86. Steig, 87. Agio, 89. Asta, 90. Raabe, 91. Inn, 92. Erato, 93. Nei, 94. Adele, 97. Asra, 99. Oleg, 101. Aitel, 104. Lure, 106. Dol, 109. Seni, 110. Rotkehlchen, 111. Leiste, 114. Kelter, 118. Ananas, 122. Sieben, 125. Honorar, 128. Radar, 130. Ulanowa, 133. Eger, 134. Elite, 135. Aral, 136. Anger, 139. Ort, 140. Rasin, 142. Aron, 144. ein, 146. Ehe, 148. Ales, 151. Stoss, 153. Enkel, 155. Chalet, 156. Solanin, 157. Halali, 158. Tegel, 159. Neper, 160. Elemer, 161. Laertes, 162. Rakete.*
***Senkrecht:** 1. Posse, 2. Ranch. 3. Leto, 4. Erebus, 5. Ekarté. 6. Rasse. 7. Ufer, 8. Udine, 9. Maxime, 10. Defekt, 11. Arar, 12. Titer, 13. Narbe, 22. Cheb, 23. Oper, 25. Regal, 26. Liter, 27. Ural, 28. None, 30. Arm, 31. Tute, 33. Pur, 35. Nene, 36. Ede, 37. Mühe, 38. Term, 39. Ale, 40. Ina, 42. Usus, 43. Enna, 45. Unter, 48. Inota, 50. Brand, 52. Titus, 54. Gras, 55. Oker, 56. Gin, 58. Elam, 59. Spur, 61. Talar, 62. Zange, 63. Piedestal, 64. Telemeter, 67. Zahlkarte, 68. Rastrelli, 70. Energie, 71. Ikebana, 72. Olivier, 74. Aerosol, 75. Seegang, 76. Alegria, 88. Orade, 89. Atoll, 95. Duse, 96. Leis, 98. Satin, 100. Echse, 102. Isel, 103. Ente, 105. Arena, 107. Ohr, 108. Onkel, 111. Lohe, 112. Ihne, 113. Tar, 115. Ena, 116. Thor, 117. Real, 119. Arve, 120. Are, 121. Salon, 122. Satte, 123. Ire, 124. Buna, 126. Oger, 127. Oran, 129. Dir, 131. Nana, 132. Ware, 137. Gatter, 138. Ressel, 140. Rennes, 141. Steher, 142. Asche, 143. Odate, 145. Isola, 147. Heine, 149. Liane, 150. Seite, 151. Sète, 152. Haar, 154. Lara.*

***Die Gewinner** unserer Preisaufgabe aus Heft 4/87 waren: Soldat P. Willfuhr, Rostock, 2500, 25,– M; Soldat Mario Reuther, Erfurt, 5037, 15,– M, und Fam. G. Bobbe, Luckenwalde, 1710, 10,– M. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12
13 14
15 16 17 18 19
20 21 22
23 24 25 26 27 28 29 30 31 32
33 34 35 36 37
38 39 40 41 42 43
44 45
46 47 48 49
50 51 52 53 54 55 56
57 58 59 60
61 62 63 64 65 66
67 68 69
70 71 72 73
74 75 76 77 78 79 80
81 82
83 84 85 86 87 88 89 90
91 92
93 94 95 96 97 98 99 100
101 102 103 104 105
106 107 108 109 110
111 112 113 114 115
116 117 118 119
120 121
122 123 124 125 126 127 128
129 130 131 132 133 134
135 136 137 138 139 140 141 142 143
144 145 146 147
148 149 150 151
152 153
154 155 156 157

leser-service

soldaten-post

wünschen sich: Manuela Röhrs (18; 1,73), Dorfstr. 29, PSF 0705, Estedt, 3571 – Yvonne Henrich (18), Jana Thiel (18), Andrea Rittweger (18; 1,75), H.-Heine-Allee 4, Bad Berka, 5302 – Andrea Kremer (17), Bl. 041/3, Halle-Neustadt, 4090 – Heike Janetzko (18), Kastanienweg 64, Zwickau, 9591 – Annett Ossig (16; 1,77), Bl. 221/3, Halle-Neustadt, 4090 – Ina Reichardt (19), K.-Marx-Platz 13, Borna, 7200 – Cornelia Hintz (21), H.-Heine-Str. 32, Strasburg, 2150 – Katrin Simon (19), H.-Heine-Str. 5, Strasburg, 2150 – Conschetta Zschill (17), Borkheiderstr. 35, Berlin, 1143 – Christine Neumann (18), Springerstr. 11, Leipzig, 7022 – Gina Runge (25, Sohn 1½), H.-Clauß-Str. 25, Dresden, 8019 – Kathrin Peter (22, Kind 4), Grenobler Str. 15, Halle/Süd, 4070 – Angelika Jonientz (19), F.-Weise-Str. 26, Barnstädt, 4241 – Susanne Krüger (22), R.-Breitscheid-Str. 10, Schönebeck/Elbe, 3300 – Birgit Holzheuer (22, 1,75), Wassertor 145, Stöbeck, 3601 – Kathrin Schelske (21, 1 Tochter), Bautzner Str. 124d, Dresden, 8060 – Birgit Kittel (25, 1 Sohn), Böhmische Str. 38, Dresden, 8060 – Kerstin Wisllcenus (17), Mosenstr. 27, Dresden, 8019 – Anja Schmidt (17), In den Wällen 16, Wesenberg, 2084 – Simone Bredy (18; 1,73), Pawlowstr. 3, K.-Marx-Stadt, 9030 – Ilona Kertscher (19), Ossietzkystr. 15, Zwickau, 9540 – Andrea Pantke (24), Hoppestr. 19, Salzwedel, 3560 – Katrin Pester (17), Irkutsker Str. 273 I. El, K.-Marx-Stadt, 9044 – Ina Böhme (17), Nr. 11a, Kostitz, 7401

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Marion Weiner (20), postlagernd, Warnemünde, 2530 – Anke Wuttke (18), Nr. 9, Golmsdorf b. Jena, 6901 – Birgit Wloczik (25), R.-Wagner-Str. 11, Bitterfeld, 4400 – Denise (25) u. Doreen (19) Herz, Wernigeröderstr. 1, Nordhausen, 5500 – Kerstin Apel (17), Kalkreutherstr. 12, Dresden, 8023 – Sylvia Roscher (18), Schlachthofstr. 5/207-05, Annaberg-Buchholz, 9302 – Ina Rippin (20), Am Arnstein 3, Harkerode, 4271 – Annett Müller (16), R.-Breitscheid-Str. 5, Brandis, 7253 – Kathrin List (20; 1,72), Leninstr. 3a/0304, Neubrandenburg, 2000 – Ina Bellanger (18; 1,82), Gartenstr. 9a, Gräningen, 1831 – Heike Quilitzsch (18), Gartenweg 11, Schwemsal, 4401 – Silvia Hammermüller (24), Ebereschenstr. 29/0201, Dresden, 8038 – Anja Zimmer (22), Bernburger Str. 52–57, SG 84/101, Köthen, 4370 – Angelika Wulff (25), F.-Schulz-Str. 23, Schwerin, 2756 – Karin Salis (20, 1 Tochter), F.-Mett-Str. 2, Berlin, 1136 – Marlies Wilczoch (22), Glashüttenstr. 14, Eisenhüttenstadt, 1220 – Heidrun Wilhelm (17), Erfurter Str. 4a, Riesa, 8400 – Ina Seefeldt (25, Tochter 3), A.-Norden-Str. 3, Halle, 4070 – Grit Etzold (18; 1,82), F.-Ebert-Str. 48e, Erfurt, 5083 – Jana Beuter (17), K.-Schönfelder-Str. 4, Kitzscher, 7205 – Gabriela Lindner (18), Scheringerstr. 11, Niederoderwitz, 8808

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir kostenlos und nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre).

ar-markt

Biete AR-Jahrgänge 1963–84 in Leder geb.: Werner Jeremias, G.-Boenke-Str. 22, Görlitz, 8902 – Biete „Flugzeuge aus aller Welt" Bd. IV, „Jagdflugzeuge/Jagdbomber", „Junkers und seine Flugzeuge", „Moderne Flugzeugtechnik", „Gefechtseinsatz und Gefechtswirksamkeit von Abfangjagdflugzeugen", Filegerkalender 1968, 72, 79, 80, 82, 86, 87, Hefte der Reihen „kap", „Neues Abenteuer", „Meridian", suche „Historische Flugzeuge" Bd. II, „Atlas letadel" Bd. I u. V, Fliegerkalender 1970, 75, Letectvi + kosmonautika vor 1985, Luftfahrtliteratur aller Art: Dr. Martin Walther, R.-Lehmann-Str. 36/45, Leipzig, 7030 – Suche „MiG-Flugzeuge", „Fliegende Kisten": Gerhard Mausolf, Modersohnstr. 64, Berlin, 1017 – Biete kompl. AR-Typensammlung, „Deutschland im zweiten Weltkrieg" Bd. 1–6, „Das große Flugzeugtypenbuch", Modellbau heute 1974–1984, Modelleisenbahner 1981–1985, versch. Magazin-Jahrgänge, suche „Deutsche Eisenbahnen 1835–1985", Illustrierte historische Hefte Nr. 45, Modellbausätze I-16, MiG-23/25/27: Norbert Weber, Bremer Str. 22, Erfurt, 5025 – Biete 200 AR (1966–86), suche Kriminalromane: S. Sonntag, Markmannstr. 3, Boizenburg, 2830 – Suche Belletristik ü. d. zweiten Weltkrieg: Beindorf, DSF 68, Kroppenstedt, 3231 – Biete NBI-Serien „Waffen u. Waffengattungen", „Militärtechnik", AR-Waffensammlung (1972–85), AR-Typenblätter (1967–84), VA-WT-Lexikon (1972–84), mt-Typenkarten (1968–72): Heinz Borchert, Poststr. 9, Fach 6-56, Prora/Rügen, 2352

ar

ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin
Storkower Str. 158, Berlin 1055
Tel.: 43 00 6 18
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: Postfach 46 130 Berlin 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/Joachim Hermann
Nachdruck, auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark
(Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

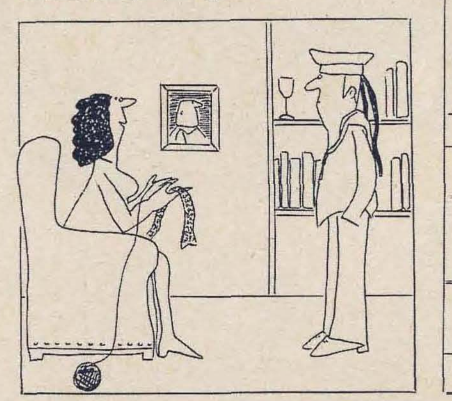
Redaktionsschluß dieses Heftes: 23. 6. 1987

Titelbild: Manfred Uhlenhut

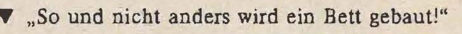
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig 7010

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin 1055, Tel.: 4 30 06 18/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

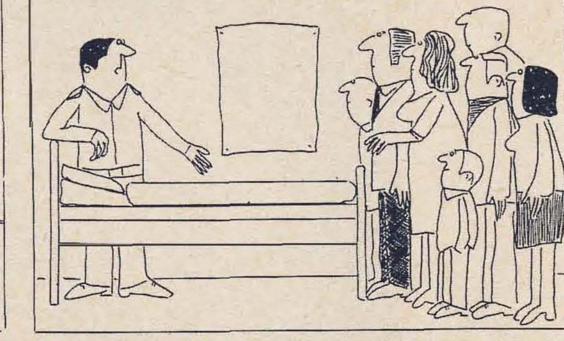
▼ „Ich häkele dir ein viel hübscheres Mützenband!“



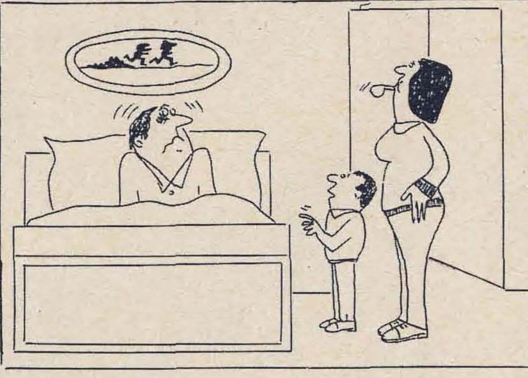



◀ „Unser Junge kommt doch zum ersten Mal auf Urlaub!“

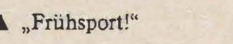
▼ „So und nicht anders wird ein Bett gebaut!“

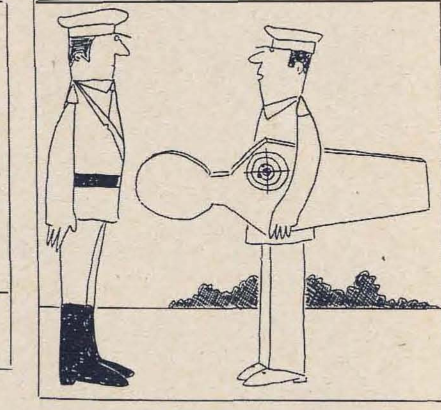


Schönen Urlaub! *wünscht Egon Neumann*



▲ „Frühsport!“


◀ „Das hat Papa extra für dich so schön gemalt!“



▲ „Ich möchte doch nur mal zu Hause zeigen, wie gut ich bin!“

31036
ISSN 0004-2277



Autogramm-Anschrift: PF 0914, Schildow, 1413

Bild: Günter Gueffroy